Abhandlung zum Jahresberichte des Bautzener Gymnasiums
von 1913|14:

BETRACHTUNGEN
ZUM PFAFFEN AMEIS
DES STRICKERS

von

Professor Dr. Johannes Brückner.

1914. Nr. 775. Buchdruckerei E. M. Monse, Bautzen.

96a
19 (1914)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-Bibl.
Düsseldorf

44.g.804

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abhandlung zum Jahresberichte des Bautzener Gymnasiums
von 1913|14:

BETRACHTUNGEN
ZUM PFAFFEN AMEIS
DES STRICKERS

von

Professor Dr. Johannes Brückner.

1914. Nr. 775. Buchdruckerei E. M. Monse, Bautzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die folgenden Darlegungen erheben keinen Anspruch darauf, der Forschung über die bekannte Schwanksammlung des mittelhochdeutschen Dichters neue Bahnen zu öffnen oder eine bestimmte Seite dieser Dichtung erschöpfend zu behandeln, sie wollen nur eine Zusammenstellung dessen geben, was sich mir bei der Beschäftigung mit dem Ameis gerade aufdrängte, und wollen lediglich von diesem Gesichtspunkt aus angesehen sein. Bei der Schwierigkeit für den fern von einer größeren Bibliothek Lebenden, über alle in Betracht kommenden Hilfsmittel jederzeit zu verfügen, mußte ich mich auf eine verhältnismäßig geringe Zahl beschränken; ich nenne gleich hier in erster Linie die treffliche Ausgabe des Ameis von Lambel in den Erzählungen und Schwänken (12. Band der deutschen Klassiker des Mittelalters bei Brockhaus, 2. Auflage 1883), nach der ich auch zitiere. In meiner Darstellung werde ich zunächst auf den Inhalt der Dichtung eingehen und sodann die sprachliche Seite ins Auge fassen.

I. Sachliches.

Der Dichter schickt seinen zwölf Schwänken eine Einleitung voraus, in der er, der Mode seiner Zeit folgend, zunächst klagt, wie geringes Ansehen jetzt der Sänger im Gegensatze zu früheren Zeiten genieße, daß er nur dann Gehör finde, wenn er dem herrschenden Nützlichkeitsstandpunkt huldige und etwas bringe, was gegen Sorgen und Armut schütze. In einem zweiten, allgemeineren Teile preist dann der Dichter überhaupt die paradiesischen Zustände von einst, wo die Tugend in allen Ländern auf dem Throne saß und keine Untugend aufkommen ließ. Die hier von ihm gewählte Form freilich kann man nicht gerade als geschickt bezeichnen, der Nachsatz sagt eigentlich dasselbe wie der Vordersatz und man dreht sich nur im Kreise:

V. 23 f. *dô man êre vür die schande enphie*
unt milte vür die erge gie
unt triuwe vür untriuwe schreit etc.

V. 29 f. *dô was diu zuht genaeme*
und unzuht widerzaeme
unt besaz diu tugent elliu lant,
daz man untugent ninder vant etc.

Dabei paßt der Gedanke mit der die Sorge verdrängenden Freude:

V. 22 *dô vröude vür die sorge brach*
und V. 34 *vür trûren (gienc) hôchgemüete,*

wenn er auch der mittelalterlichen Auffassung von einem glücklichen Leben sehr geläufig ist, doch wenig mitten unter die ethischen Begriffe. Eher könnte er anstatt der überflüssigen Wiederholung des Vordersatzes den Nachsatz bilden. Außerdem muß man die Stellung dieses allgemeineren Teils hinter dem ersten besonderen als ungeeignet bezeichnen. So hätte der Dichter gut getan, auf den ersten Teil seiner Einleitung ganz zu verzichten und dem zweiten eine schärfere Fassung zu geben. Dieser besitzt wenigstens den einen Vorzug, daß er direkt zur Hauptperson des Ameis führt, der mit seinen Betrügereien den Zeiten der Ehre, Treue und Wahrheit ein Ende mache.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1.

Im ersten Schwanke zeigt sich Ameis allerdings noch nicht von seiner schlimmsten Seite, er handelt nur im Zustande der Notwehr. Sein Bischof hat mit Neid vernommen, auf wie großem Fuße der Pfaffe lebt, und richtet, da dieser ihm nichts von seinem Besitz abtreten will, eine Anzahl Fragen an ihn; wenn er die Antwort darauf schuldig bleibt, soll er sein Amt verlieren. Aber trotz der offenbaren Unmöglichkeit einer Lösung weiß sich Ameis stets aus der Schlinge zu ziehen, indem er unverfroren Behauptungen aufstellt und es seinem Widersacher überläßt, den ebenso unmöglichen Gegenbeweis zu führen. Die Größe des Meeres gibt er auf ein Fuder an und erklärt sich bereit, es zu messen, wenn der Bischof erst alle einmündenden Gewässer zum Stillstande gebracht habe. Die Antwort auf die zweite Frage, wieviele Tage seit Adam verstrichen seien, fällt freilich sehr schwächlich aus und könnte leicht von einem, der sich weniger verblüffen läßt, als ungenügend zurückgewiesen werden:

V. 126 f. *der sint siben, sprach er.*
als die ende hânt genomen,
so siht man aber die selben komen.

Ebensogut hätte Ameis antworten können: Soviele Tage sind verflossen, als es Tage sind. Als den Mittelpunkt der Erde bezeichnet Ameis die Kirche, die er vom Bischof habe. Wenn dieser es nicht glaube, solle er es nur mit einem Seile ausmessen lassen. Von der Erde bis zum Himmel ferner sei es soweit, als ein Mann bequem rufen könne. Um sich von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen, möge der Bischof zum Himmel hinaufsteigen und Ameis wolle unten rufen. Endlich soll der Pfaffe noch angeben, wie breit der Himmel sei. Hier begnügt er sich mit demselben Kunstgriffe wie bei der dritten Frage: er gibt tausend Klafter und tausend Ellen als die Breite an und stellt es dem Bischof anheim, diese Behauptung durch Nachmessen zu widerlegen. Dabei sucht er unnötigerweise seine Angabe dadurch noch wahrscheinlicher zu machen, daß er den Bischof erst Sonne, Mond und Sterne vom Himmel wegnehmen läßt, ehe er ihn mißt. Dieser Verkürzung des Himmels bedurfte es doch wohl nicht einem Manne gegenüber, dem er schon zugemutet hatte zu glauben, daß das Meer nur ein Fuder groß wäre. Überhaupt kann er von Glück sagen, daß er es mit einem Vorgesetzten zu tun hat, dem der Himmel nicht allzuviel Weisheit bescherte, wie auch gleich der folgende Fall mit dem Esel lehrt. Diesem soll Ameis das Lesen beibringen. Er erklärt, da die geistige Ausbildung des Menschen mindestens zwanzig Jahre beanspruche, so brauche er für einen Esel, der nicht sprechen könne, dreißig Jahre, verwechselt aber dabei, ohne daß es der Bischof merkt, die ganze Ausbildung mit dem bloßen Lesenlernen. Freilich muß es ihm sehr darauf ankommen, sich einen möglichst großen Zeitraum zu sichern, um sich auf diese Weise der Lösung der ihm gestellten Aufgabe zu entziehen. Denn er sagt sich ganz richtig, daß nach Ablauf dieser Frist wenigstens einer von den dreien, der Bischof oder der Esel oder er selbst, nicht mehr am Leben sein wird. Um aber den Bischof ganz sicher zu machen, führt er ihm schon bei seinem ersten Besuche den Esel als einen gelehrigen Schüler vor, der nicht bloß das Umblättern gelernt hat, sondern auch den Buchstaben A lesen und schön aussprechen kann. Daß er ihm die erste Kunst durch Einlegen von Hafer beigebracht hat und für den Nachweis der zweiten das Schreien des enttäuschten Esels, der sein gewohntes Futter nicht findet, geschickt zu deuten versteht, bindet er freilich dem Bischofe dabei nicht auf die Nase. Von weiteren Leistungen befreit ihn der Tod seines Bedrängers.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eigentümlich berühren den Leser die den Abschied der beiden schildernden Verse 303/5:

des was der bischof harte vrô.
alsus schieden sie sich dô
harte minnecliche.

Daß der Bischof sich über die Kunstfertigkeit des Esels freut und von Ameis herzlichen Abschied nimmt, will uns nach allem, was wir vorher gehört haben, nicht in den Sinn. Klingt doch aus allen Reden des Bischofs bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Pfaffen der Wunsch heraus, diesen zu Falle zu bringen.

Die Gewandtheit, mit der sich Ameis in der ersten Erzählung aus jeder Verlegenheit zieht, gibt uns schon einen Vorgeschmack von seinem weiteren Treiben, das ganz auf die Dummheit der Menschen berechnet ist und ihm die größten Triumphe einträgt.

Über die Beliebtheit der Rätselfragen in der älteren Literatur und die Beziehungen der Fragen in unserm Schwanke zu verwandten Darstellungen hat Lambel in seiner Vorbemerkung zum Pfaffen Ameis Seite 11—16 ausführlich gehandelt. Hier sei nur auf das Eulenspiegelbuch hingewiesen, in dem wir nicht bloß diesen ersten Schwank (in der 28. und 29. Historie), sondern auch die drei nächsten wiederfinden.

Der Verfasser dieses Volksbuches, der übrigens in der Vorrede selbst von der „zulegung etlicher fabulen des pfaff Amis“ spricht, hält sich bei den Rätselfragen nicht nur an die etwas ungewöhnliche Fünfzahl, statt deren wir die sonst hierfür meist übliche Dreizahl erwarten würden, sondern seine Fragen haben auch denselben Inhalt und werden in derselben Reihenfolge gestellt. Die Erzählung von der Unterweisung des Esels gleicht ihrem Vorbild in dem Kunstgriffe mit dem Einlegen des Hafers und in der Erwägung Eulenspiegels, daß innerhalb der ihm bewilligten Zeit wenigstens einer von den drei Beteiligten sterben werde. Sonst finden sich aber auch allerhand Abweichungen von der Vorlage, die dafür sprechen, daß der Erzähler den Schwank nicht unbesehen in seine Sammlung herübernahm, sondern dabei ein selbständiges Urteil zeigte. Schon die Einkleidung trägt im Eulenspiegel ein ganz anderes Gesicht: der Dichter trennt die beiden Teile des Strickerschen Schwankes und weist jeden einer besonderen Historie zu, die Fragen stellt der Rektor der Universität Prag, die Geschichte mit dem Esel spielt in der Universitätsstadt Erfurt. Die Zweizahl der Schauplätze statt eines rechtfertigt der Erzähler damit, daß dem Eulenspiegel in Prag der Boden zu heiß wird und er fürchtet, die von ihm Gefoppten möchten sich an ihm rächen, und zwar bringt jener diesen Gedanken nicht bloß am Ende der 28. Historie, sondern wiederholt ihn auch am Anfange der 29., doch wohl, um die Verschiedenheit der Orte als notwendig hervorzuheben. Einen Bischof aber konnte er nicht gut brauchen, denn die ganze Stellung des Pfaffen Ameis zum Bischof als seinem Vorgesetzten paßte ihm offenbar nicht in den Zusammenhang. Bei der dritten Rätselfrage kann er dementsprechend nicht die Kirche als den Mittelpunkt der Erde bezeichnen, sondern drückt sich allgemeiner aus, mit einer verdeutlichenden Handbewegung: *„Dz ist dz hie, das stot recht mitten in der welt.“* Die Zusammenstellung von tausend Klaftern und tausend Ellen zur Bezeichnung der Breite des Himmels erscheint ihm wohl nicht zulässig, deswegen macht er den Himmel tausend Klafter breit und tausend Ellenbogen hoch, vermeidet es aber auch dann ganz folgerichtig, dem Stricker von der bloßen Schmalheit des Himmels nachzureden, denn sonst müßte er ihn zugleich niedrig nennen. In der Geschichte mit dem Esel begnügt sich der Eulenspiegeldichter mit einer Frist von zwanzig Jahren und legt das Hauptgewicht nicht wie der Stricker auf das Umblättern, sondern darauf, daß der Esel einige Vokale gelernt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat, erklärlicherweise J und A. Ameis hört anscheinend den Esel beim Umblättern erst dann schreien, als er dem Abte die Kunst seines Zöglings vorführen will, während Eulenspiegel, wie es natürlicher ist, den Ruf des Esels beim Umwenden schon vorher gehört hat und daraufhin erst zum Rektor geht. Außerdem zeugt es von schärferer Beobachtung des späteren Erzählers, daß er den Esel zwei Vokale zugleich lernen läßt statt nur einen. Endlich kann er es sich nicht versagen, den Erfurtern, denen er nicht sehr grün zu sein scheint, an zwei Stellen einen Hieb zu versetzen, nicht bloß mit der schon von Lappenberg in seiner Ausgabe des Ulenspiegel (Leipzig 1854) Seite 246 angeführten Äußerung: *„Es sein vil Esel zu Erdtfurt alt und iung“*, sondern auch am Schlusse: *„Er gedacht soltu die esel zu Erdtfurt all weiß machen, das würd vil leibs* (Zeit) *bruchen.“*

Die wunderbaren Leistungen des gelehrigen Esels haben den Pfaffen Ameis so berühmt gemacht, daß sein Haus immer größeren Zulauf erhält. Da sein gastfreundlicher Sinn ihm nicht erlaubt, die Besucher abzuweisen, so gerät er bald in arge Geldverlegenheit. Da beschließt er, sich die Dummheit der lieben Mitmenschen zunutze zu machen und aus ihren Taschen seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen. Damit hat sich der Dichter einen passenden Übergang zu den nächsten elf Schwänken geschaffen.

2.

Ameis kommt zu einem Kirchweihfeste mit einer Reliquie, dem Haupte des heiligen Brandanus, das befohlen habe, ihm eine Kirche zu bauen, und wendet sich an die Opferwilligkeit der Frauen, erklärt aber zugleich, daß er nur von denen Gaben annehme, die ihren Männern treu geblieben seien. Natürlich drängen sich alle hinzu und die treulosen am eifrigsten, um nicht als schuldbeladen an den Pranger gestellt zu werden, sondern mit der Annahme ihres Geschenks ihre Reinheit zu beweisen. Der schlaue Pfaffe aber lacht sich ins Fäustchen, daß ihm dank der Einfalt der Geberinnen das Gut in solcher Fülle zufließt.

Der Eulenspiegeldichter bringt auch in diesem Schwanke, der 31. Historie, bei aller sonstigen Anlehnung selbständige Gedanken. Da sich Eulenspiegel im Gegensatze zu Ameis schon durch eine ziemliche Anzahl Streiche berüchtigt gemacht hat, so muß er darauf bedacht sein, nicht erkannt zu werden, und verkleidet sich deshalb als Priester, der mit einem Schüler, d. h. Studenten, auszieht, während der Stricker dem Ameis sechs Knappen als Gefolge mitgibt. An der Reliquie läßt der Verfasser des Eulenspiegel seinen besonderen Spott aus. Er begnügt sich nicht, das Haupt des Brandanus als einen beliebigen Totenkopf zu bezeichnen, den sein Held selbst in Silber habe fassen lassen, sondern macht noch die genauere Angabe, daß es vielleicht der Kopf eines Schmiedes gewesen sei, den jener von einem Kirchhofe genommen habe. Während der Stricker nur das Alte und Neue Testament als Predigtstoff des Pfaffen nennt, weiß der Eulenspiegeldichter noch etwas Besonderes zu erzählen, zugleich mit einem Hieb auf die Bibelfestigkeit der Zuhörer: vom Neuen Testament mit der Arche und mit dem Himmelsbrot im goldnen Eimer habe er gepredigt. Auch die Geistlichkeit des in Betracht kommenden Landes, für das der Dichter, wiederum im Gegensatze zum Stricker, einen bestimmten Namen hat, verschont er mit seinem Spotte nicht: *„Er kam ins land Bummern, da sich die priester me an dz suffen halten, dann an dz predigen“* und *„so wz nun den vngelerten pfaffen wol darmit, dz sie nit mer dann gelt vberkemen“* (keine andere Pflicht hatten, als Geld einzunehmen). Den Eifer der Frauen, ihre Geschenke anzubringen, schildert er drastisch mit den Worten: *„Die wyber trungen sich zu dem altar das sie kychten* (keuchten).“ So weiß er immer in etwas stärkeren Farben aufzutragen als sein Vorgänger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3.

Der unerwartete Erfolg mit der Reliquie ermutigt Ameis zu weiteren Angriffen auf den Geldbeutel seiner Mitmenschen. Er kommt nach Paris und erklärt dem König, er verstehe Bilder zu malen, die nur Ehelichgeborene sehen könnten. Darauf läßt er es sich mit seinen Knappen in dem Saale, dessen Wände er bemalen soll, sechs Wochen lang wohl sein, ohne für seine Aufgabe einen Finger zu rühren. Als nun der König mit seinen Rittern erscheint, um sich die fertigen Bilder anzusehen, läßt Ameis klugerweise zuerst nur jenen hinein und beschreibt ihm mit geläufiger Zunge die Gemälde an den vier Wänden und an der Decke. Der König sieht zwar gar nichts, glaubt aber lieber den dreisten Lügen des Gauners als seinen gesunden Sinnen, nur von der Furcht beherrscht, er möchte vor allen seinen Untertanen als unehelich gebrandmarkt werden, wenn er die Wahrheit bekennt. Von ähnlichen Erwägungen der Feigheit lassen sich die Ritter und die Frauen leiten, als sie die leere Wand sehen; jedes glaubt allein von allen mit Blindheit geschlagen zu sein und kann sich schon deshalb nicht zu einem offenen Bekenntnis entschließen, bis endlich einer von den Knechten den Mut der Wahrheit findet und das erlösende Wort spricht:

V. 758 f. *entriuwen, saehestuo dâ iht,*
mîn ougen sint niht ein glas,
ich saehe ez alsô wol benamen.

Damit ist der Bann gebrochen und schließlich müssen alle gestehen, daß sie einem kecken Betrüger in die Hände gefallen sind. Dieser hat sich aber mittlerweile reich beladen mit Schätzen aus dem Staube gemacht.

Das Volksbuch bringt diesen Schwank in der 27. Historie mit größeren Abweichungen, von denen freilich, wie schon Lambel in seiner Ausgabe Seite 20 richtig bemerkt, verschiedene der Darstellung nicht zum Vorteile gereichen. Die Handlung spielt am Hofe des hessischen Landgrafen, dem Eulenspiegel auf Verlangen einige in Flandern gekaufte Gemälde als Proben seiner Kunst vorweist und dadurch Lust macht, sich auch etwas von ihm malen zu lassen. Erst als der Landgraf die Arbeit Eulenspiegels zu sehen wünscht, wendet dieser dieselbe List mit der ehelichen Geburt wie Ameis an. Damit schwächt aber der Dichter die Wirkung seiner Darstellung entschieden ab, da er die übernatürliche Kunst, die doch das erregende Moment bilden und im Mittelpunkte der Handlung stehen soll, erst an zweiter Stelle bringt. Denselben Fehler begeht er, als es sich darum handelt, die Wirkung der List zu schildern. Denn nach seiner Darstellung ist eigentlich nur der Landgraf der Betrogene, wenn er auch schon lange nicht so aus sich herausgeht, wie beim Stricker der die Kunst des Malers mit vollem Munde lobende König, sondern Eulenspiegel gegenüber erklärt: *„Uns benügt wol, doch hon wir sein nit gnug verstant zu erkennen.“* Immerhin wagt er seiner Gemahlin nicht die Wahrheit zu gestehen und spricht: *„Mir gefalt sein arbeit süberlich wol.“* Die Fürstin aber und ihre acht Jungfrauen sind wenigstens so vorsichtig, angesichts der weißen Wand zu schweigen, und als gar die mit anwesende Hofnärrin unverzagt erklärt, sie sehe nichts, da dämmert ihnen die Wahrheit, und die Gräfin, die schon vorher dem Gatten gegenüber ihrem Verdacht über den wie ein Schalk aussehenden Fremden Ausdruck verliehen hat, gibt zwar auf seine Frage nach ihrem Urteil über das Gemälde die klug ausweichende Antwort: *„Es gefelt mir als wol als euwern gnaden,“* verfehlt aber dabei nicht, ihm die Äußerung der Hofnärrin mitzuteilen, sodaß nun auch der Fürst stutzig wird. Das Hofgesinde kommt nun nach der vorausgegangenen Enthüllung der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wahrheit gleich gar nicht in die Verlegenheit, die Maske des Heuchlers vornehmen zu müssen, sondern es heißt: *Niemant künt sagen der etwz sehe.*" So verläuft die Darstellung ziemlich matt und fällt gegen die spannende Erzählung im Ameis bedeutend ab.

Diesen Schwank hat ein ungenannter Dichter im zweiten Akt einer Komödie Till Eulenspiegel, die im Juni und Juli 1911 in den Grenzboten erschien, verwertet. Die Handlung spielt wie im ältern Eulenspiegel am Hofe des Landgrafen von Hessen, geht aber sonst ihre eigenen Wege. Der Held will vor allem, soweit unser Schwank in Betracht kommt, den adligen Hohlköpfen einen Denkzettel geben, was ihm auch vollständig gelingt. Nachdem der Rektor der Universität, den jener klug durch das Versprechen eines Gegendienstes von vornherein zum Lobredner für sich gewann, als erster sein Urteil zu Gunsten des Malers abgegeben hat, dichten die Herren und Damen der Hofgesellschaft um die Wette der kahlen Wand alle möglichen Vorzüge an und verwickeln sich dabei in ergötzliche Widersprüche, als es sich um genauere Angaben handelt. Hat doch der Maler erklärt, nur der, dessen Stamm von reinem Adel sei, könne das Bild sehen, das den Landgrafen und seine Gemahlin mit ihrem ganzen Gefolge darstelle. Die einzigen, die sich nicht hinters Licht führen lassen, sind der von der unwürdigen Haltung seines Hofstaates wenig erbaute Fürst und ein kluges, unerschrockenes Mädchen, das an die Stelle der Hofnärrin im ältern Eulenspiegel getreten ist, das Gegenstück zu seinem von Mutter Weisheit nicht übermäßig bevorzugten Oheime, dem schon erwähnten Rektor der Universität. Laurentia hat längst in dem fremden Magister und Maler den vom hohen Rate gesuchten, als Betrüger ausgerufenen Eulenspiegel erkannt, sein guter Stern will es aber, daß sie ihr Herz an ihn verliert und infolgedessen, statt ihm Verderben zu bringen, schließlich sein Rettungsengel wird. Jetzt erklärt sie zum Entsetzen des Hofes, aber zur Freude des Landgrafen mit erfrischender Offenheit, sie sehe nichts von dem Bilde; der Fürst tritt auf ihre Seite, spricht den feigen Heuchlern sein starkes Mißfallen aus und trifft Anstalten, den Gaukler, der es gewagt hat, sie alle so am Narrenseile zu führen, und den er noch hinter dem vor die Wand gezogenen Vorhange wähnt, gefangen nehmen zu lassen. Als aber die Wache zur Stelle ist und der Vorhang geöffnet wird, sieht man nur ein großes Loch in der Wand, durch das Eulenspiegel, klüger als der kluge Landgraf, entschlüpft ist.

In einer besonderen Form tritt uns der Strickersche Schwank im Grafen Lucanor des spanischen Prinzen Don Juan Manuel entgegen. Im 7. Kapitel dieser dem 14. Jahrhundert angehörenden und von Eichendorff übersetzten Sammlung von allerhand Geschichten ist nicht von einem Gemälde, sondern von einem Teppiche die Rede, den drei Fremde zu weben vorgeben und der nur einem Ehelichgebornen sichtbar sei. Die vom Könige zuerst hingeschickten Kämmerlinge wagen alle nicht die Wahrheit zu bekennen, sodaß der König unter dem Druck ihrer Aussagen an seiner eignen Herkunft irre wird, da er natürlich ebensowenig etwas sieht, und lieber ebenfalls zur Lüge seine Zuflucht nimmt, als die vermeintliche Schande eingesteht. Durch sein Beispiel werden nun wieder andere zu gleichem Verhalten bestimmt und so betrügen sich König und Untertanen gegenseitig um die Wette. Doch damit nicht genug, überredet man den König auch noch, aus dem Teppiche sich ein Gewand anfertigen zu lassen und dieses bei Gelegenheit eines Festes öffentlich zu tragen, „und es war sein Glück, daß es eben Sommer war", setzt der Erzähler spöttisch hinzu. Das verblendete Volk jubelt dem tatsächlich nackt Einherreitenden zu, bis ein Stallknecht des Königs, ein Neger, also wie beim Stricker einer, der nichts zu verlieren hat, als einziger Sehender unter sovielen Blinden durch seine Aussage den andern die Binde von den Augen zieht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir sehen also in dieser Erzählung nicht nur das Gemälde des Pfaffen Ameis in einen Teppich verwandelt, sondern, was einen noch entschiedneren Schritt bedeutet, diesen Teppich zugleich als Kleid gebraucht. Im übrigen aber lehnt sich die Darstellung sehr an die des Strickers an und steht dieser in gewissen Einzelheiten noch näher als der des Eulenspiegelbuchs, wie in der Voranstellung der besonderen Befähigung der Ehelichgebornen, in der Betörung des ganzen Volkes, in der Ähnlichkeit der Person desjenigen, der den Betrug aufdeckt.

Auf der spanischen Erzählung fußt wiederum ein Märchen von Andersen „Des Kaisers neue Kleider". Hier wie dort erscheinen vor dem Herrscher Betrüger, die sich für Meister im Weben ausgeben: sie verstünden Kleider mit wunderbaren Eigenschaften anzufertigen; hier wie dort schickt der Fürst erst andere zu den Webern, ehe er selbst hingeht, wodurch nach meinem Gefühl auch seine Überlistung besser vorbereitet wird, nur vermeidet es Andersen mit Recht, nach dem Fürsten noch zwei Beamte ihr Urteil über das Kleid abgeben zu lassen, wie wir bei Don Juan lesen, denn diese neue Sendung nach der schon vorangegangenen macht die Darstellung schleppend. Auch der Unwahrscheinlichkeit, daß aus dem Teppich ein Kleid gemacht wird, geht der dänische Dichter aus dem Weg, indem er von vornherein von einem Kleide spricht. Überhaupt beweist die ganze Art, wie die Gauner in ihrer Scheinarbeit uns vorgeführt werden, wie sie dem Kaiser und seinem Hofe das Vorhandensein des Kleides unter lebhaften Gesten einzureden verstehen, das größere Geschick des jüngeren Erzählers. So sagen sie von dem Gewand, um nur ein Beispiel anzuführen: „Es ist so leicht wie Spinnengewebe; man sollte glauben, man habe nichts auf dem Leibe". Auch die Ernennung der Betrüger zu kaiserlichen Hofwebern, die Heranziehung des Spiegels, vor dem sie dem Kaiser die Kleider anlegen, das Tragen der nicht vorhandenen Schleppe wirkt sehr ergötzlich. Als Grund für die Blindheit der Menschen gegenüber dem Kleide gibt Andersen nicht mehr den Mangel ehelicher Geburt an, sondern Untauglichkeit und Dummheit, vielleicht weil ihm jenes in ein für Kinder bestimmtes Märchen nicht zu passen schien. Eine ähnliche Erwägung bewog ihn wohl auch, die Wahrheit durch ein Kind an den Tag bringen zu lassen. Eins empfinde ich aber als einen starken Mangel in Andersens Darstellung: der Schluß ist übers Knie gebrochen. Wie sich der Kaiser dem durch die Kraft der Wahrheit umgewandelten Urteile der Menge schließlich fügen muß, wie sich die Betrüger aus der Schlinge ziehen, davon lesen wir kein Wort.

Das Kleid statt des Bildes hat nun auch ein neuerer Dichter in einem Märchendrama verwendet, das bei seinem Erscheinen viel von sich reden machte, ich meine den Talisman von Fulda: Der König von Cypern hat vor 10 Jahren seinen Günstling, den Oberfeldherrn Gandolin, seines Amtes entsetzt und aus dem Lande gewiesen, weil er ihm die Wahrheit zu sagen und zu leugnen wagte, was ein andrer, Berengar, der nun jenes Stelle einnimmt, ihm schmeichelnd eingeredet hatte, daß nachts sein Haupt ein Glorienschein umgebe. Jetzt tritt Gandolins Sohn Omar auf, um dem letzten Wunsche seines Vaters nachzukommen und alles daranzusetzen, daß „dem Könige der Mut der Wahrheit werde, die einz'ge Königsgabe, die ihm fehlt". Zu diesem Zwecke gibt er vor, er könne ein Zauberkleid anfertigen, das nur die Treuen, Klugen und Gerechten sähen, das dagegen für jeden Dummen oder Schlechten völlig unsichtbar bliebe. Wie nun Omar den ersten Höfling, der vom Könige zur Besichtigung des Kleides geschickt wird, überredet, an dessen Vorhandensein zu glauben, ist vom Dichter mit feiner Charakterzeichnung durchgeführt. Der Haushofmeister Nicola sucht, noch ehe der das Kleid verhüllende Vorhang weggezogen wird, im dunklen Gefühle seines innern Unwertes nach allerhand Gründen für die Rechtfertigung des Nichtsehenden und kennzeichnet sich selbst mit den Worten:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wenn ein Mensch auf seinen Vorteil hält,
So ist er drum noch lange kein Verräter
Und bleibt im Grunde seines Herzens ehrlich“.

Als er dann wirklich nichts sieht und das Zeugnis seiner gesunden Sinne mit der Furcht für seine Stellung in ihm ringt, gibt ihm Omar klug Zeit, sich für das Zweite zu entscheiden, indem er ihn zunächst gar nicht zu Worte kommen läßt, sondern ihm die einzelnen Schönheiten des Kleides schildert. Als nun gar der Höfling Panfilio erscheint, da schwindet dem schon mürbe Gemachten der letzte Zweifel, wie er sich zu verhalten hat, wenn er seine Existenz nicht aufs Spiel setzen will, und sein Urteil wirkt wieder bestimmend auf den andern ein, der in Nicola einen verhaßten Nebenbuhler sieht. So hintergehen sie sich gegenseitig und überbieten sich in Lobeserhebungen, Omar aber hat gewonnenes Spiel, denn die nun weiter Eintretenden können gegenüber den Behauptungen der beiden angesehenen Hofmänner erst recht nicht anders als in dasselbe Horn zu blasen. Nur einer, der Oberfeldherr Berengar, durchschaut sofort den Betrug und könnte Omar gefährlich werden, wenn dieser nicht schon ein Mittel zur Hand hätte, um ihn nach seinem Willen zu zwingen: die Darlegung seines Vaters Gandolin, wie er von Berengar auf hinterlistige Weise gestürzt wurde. So antwortet auch er, dessen Zeugnis allein dem Könige gegen das aller andern genügen würde, diesem auf seine Frage im Sinne der andern und stürzt ihn dadurch in ein Labyrinth von Zweifeln, wer nun eigentlich der Dumme oder Schlechte ist:

„Wenn jene nichts gesehn, dann war ich blind,
Und sahen sie ein Kleid, dann bin ich's wieder“.

Statt aber den richtigen Schluß auf den Wert seiner Getreuen zu ziehen, will er lieber selbst heucheln, um nur nicht jenen gegenüber als blind dazustehen:

„Wenn sie gesehn, was ich nicht sehen kann,
Auch blind vermag ich über sie zu schalten,
Solang sie mich für sehend halten“.

Er hat also den Mut der Wahrheit noch nicht gefunden. Den ersten Anstoß dazu muß ein einfaches Mädchen aus dem Volke geben, die Tochter des Korbflechters Habakuk. Als der König sich zu dem Krönungsfest in dem Zauberkleide zeigt und die betörte Menge in widerspruchsvollen Äußerungen ihm zujubelt, erklärte Rita unbefangen: „Der König hat ja gar nichts an“. Ihr Wort wirkt wie ein Funke aufs Pulverfaß, begierig greifen es die Nächststehenden auf und bald bekennt sich das ganze Volk zur Wahrheit. Vergebens sucht der in seinem Unfehlbarkeitsdünkel empfindlich getroffene König dagegen anzukämpfen und die Urheberin des Umschwungs durch Todesandrohungen zum Widerrufe zu bewegen, vergebens verschließt er seinen Geist der Enthüllung Omars, daß er „mit nichts bekleidet sei als mit einem Wahn“. Die Stimme der Wahrheit fordert immer lauter Gehör, und als er nun gar erfährt, daß Berengar, auf dessen Treue er Häuser baute, zum Verräter und diejenige, die er in gekränkter Despotenlaune verstieß, seine Retterin geworden ist, da bricht das ganze Truggebäude der Allwissenheit, das er sich aufgerichtet hat, zusammen und er gesteht offen seine menschliche Unvollkommenheit ein.

Mit Andersens Märchen hat dieses Drama außer der Anwendung des Kleides vor allem noch zwei Züge gemeinsam: erstens ist das Kleid nicht für den Bastard, sondern für den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Untauglichen und Dummen unsichtbar, und dann sieht sich nicht der König zuerst das Kleid an, sondern er schickt vorher zur Besichtigung und Beurteilung zwei seiner Beamten, deren ganzes Verhalten wie auch das des Königs selbst sehr an die Behandlung im Märchen erinnert, wenn diese auch natürlich von Fulda entsprechend dem Umfang und Wesen eines Dramas noch sehr vertieft und mit allerhand charakteristischen Einzelheiten ausgestattet worden ist. Das nüchterne Motiv der Gewinnsucht, das sich in allen älteren Darstellungen findet, hat der Dichter mit Recht weggelassen. Denn der idealere Standpunkt ist es natürlich, wenn der Held unbeeinflußt von materiellen Interessen darauf ausgeht, den Schwächen der Mitmenschen einen Spiegel vorzuhalten und ihnen über ihren wahren Wert die Augen zu öffnen.

Werfen wir noch einen vergleichenden Blick auf die beiden modernen Dramen (S. 8 u. 9), so müssen wir dem Fuldaschen zweifellos den Vorrang zugestehen. Vor allem fehlt es der Komödie an Einheitlichkeit der Handlung, denn den zweiten Akt füllt der Betrug mit dem Bild aus, zugleich mit Heranziehung eines zweiten Strickerschen Schwankes, von dem wir noch zu reden haben (S. 13), der dritte und vierte Akt aber behandeln ein ganz anderes Thema, das mit jenem in keinem innern Zusammenhange steht: das Auftreten Eulenspiegels als Kanzler der Universität. Im Talisman hingegen steht der Gedanke mit dem Zauberkleid im Mittelpunkte der ganzen Handlung und beherrscht sie nach allen Richtungen. Auch das will mir nicht behagen, daß der Komödiendichter sich öfter in derbsinnlichen Ausdrücken und schlüpfrigen Anspielungen gefällt; denn daß eine solche Redeweise zur Charakterisierung der damaligen Zeit unbedingt nötig sei, kann ich nicht zugeben; unsere Ohren sind nun einmal empfindlicher, als man im 16. Jahrhunderte war, und verlangen für ein gehaltvolles Stück auch eine dezente Sprache. Ferner erschweren undeutliche und unklare Stellen mehrfach das Verständnis. So sind, um mich auf den 2. Akt zu beschränken, S. 563 die Worte des Rektors: „Da will ich doch mal sehen. — Vielleicht —“ undeutlich. S. 568 ist nicht recht zu erkennen, welcher Zusammenhang zwischen Eulenspiegels Warten auf seinen Diener und dem Hinhalten des Rektors mit der langen Auseinandersetzung über den Wundertrank besteht. S. 580 kann mit dem Dritten, wie das Folgende ergibt, doch nur die Dummheit des Rektors gemeint sein; diese ist aber schon in den vorausgehenden Worten des Landgrafen: „Oder — seid Ihr vielleicht — betrogen?“ enthalten, mit denen die zweite Möglichkeit für die wunderbare Heilung der Kranken angegeben wird. Es kann sich also nicht um ein Drittes handeln. — Auch an Nachlässigkeiten und Härten in der Form fehlt es nicht, wie „Köpf'“ statt „Köpfen“ S. 564, „ein'“ statt „einen“ S. 570, „Nam'“ statt „Namen“ S. 576, „vor kürzlich“ statt „vor kurzem“ S. 564, „hab'n“ S. 572, „nehm'n“ S. 574, „Dam'n“ S. 575 und 576, „den Fürsten will ich als Fürst“ S. 576. Einen übermäßigen Gebrauch macht der Dichter von dem Wörtchen „doch“, sodaß es oft als bloßes Flickwort erscheint: S. 578 kommt es in 30 Zeilen elfmal vor, am Ende des 2. Aktes in 2 Zeilen dreimal.

Bei alledem soll aber nicht verkannt werden, daß die Handlung reich an spannenden Momenten und originellen Gedanken ist, daß der Dichter den Charakter der Komödie gut gewahrt und sie zugleich zu einem trefflichen Spiegel von allerhand menschlichen Torheiten und Schwächen gemacht hat.

Die in den soeben besprochenen Darstellungen verherrlichte Idee der Wahrheit hat, wie erklärlich, den menschlichen Geist von jeher zu dichterischer Behandlung angeregt. So vermag, um mich hier auf das dramatische Gebiet zu beschränken, im Philoktet des Sophokles der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

edle Neoptolemos gegenüber der vertrauensvollen Arglosigkeit des Unglücklichen nicht länger an dem mit dem Ränkeschmied Odysseus zur Gewinnung der Pfeile des Herakles fein gesponnenen Betruge festzuhalten und will lieber das Unternehmen der Griechen, dessen Erfolg ja von den Pfeilen abhängt, scheitern sehen als seine reine Seele mit einer Lüge beflecken.

Grillparzer ferner führt in seinem reizenden Lustspiele „Weh dem, der lügt“ mit Geschick den Gedanken durch, daß „der Mensch mit Worten nicht allein, auch mit der Tat lügt“, nämlich dann, wenn er zwar die Wahrheit sagt, doch zugleich damit rechnet, daß der andere seinen Worten nicht glaubt. So handelt zunächst der Küchenjunge Leon, indem er die im Dramentitel ausgesprochene Mahnung des Bischofs nur buchstäblich, nicht dem Sinne nach befolgt. Nachdem ihm aber Edrita über seine falsche Wahrhaftigkeit die Augen geöffnet hat, bekennt er sich fortan um so entschiedener zur echten, selbst da, wo er durch seine Offenheit allem Anscheine nach sich und seine Schutzbefohlenen ins Verderben stürzt, als sie nämlich über den Strom gesetzt sein wollen. Er kann nicht wissen, daß der Fährmann vor kurzem aus einem Anhänger ein Feind des Grafen Kattwald geworden ist. So erringt hier die Wahrheitsliebe ganz unerwartet einen glänzenden Sieg und führt statt zum Untergange gerade zur Rettung der drei Flüchtlinge.

Die Krone aber der Wahrheitsdramen bleibt Goethes Iphigenie. Wie die Titelheldin im schroffen Gegensatze zu der Iphigenie des Euripides mit der nicht befreienden, sondern die Ruhe raubenden Lüge kämpft und sich durch alle Zweifel und Befürchtungen hindurchringt bis zu dem kühnen Bekenntnis ihrer Absichten vor König Thoas, wie sie am Ende ihrer offenen Darlegung in dem erhebenden Bewußtsein, daß sie sich nun auf dem rechten Wege befindet und dieser Weg nicht ins Verderben führen kann, jenem fast triumphierend zuruft: „Verdirb uns — wenn du darfst“, diese meisterhafte Darstellung der sittlichen Größe der Jungfrau, diese Verherrlichung der Kraft der Wahrheit ist bis jetzt noch nicht übertroffen worden.

4.

Aus Frankreich begibt sich Ameis nach Lothringen zum Herzoge, vor dem er sich rühmt, alle Kranken binnen einem Tage gesund zu machen, und wären es mehr als tausend. Zuerst bindet er sie durch einen Eid, über die Art seiner Behandlung eine Woche lang zu schweigen, sonst würde die Heilung vereitelt. Dann erklärt er, der Kränkste unter ihnen müsse sterben, denn mit seinem Blute werde er die andern heilen. Die Folge davon ist, daß jeder völlig gesund zu sein behauptet in der begründeten Befürchtung, daß er, auch wenn er ein nur geringes Leiden zugebe, das Opfer für die andern werden könne, die vielleicht jede Krankheit leugneten. So treten sie alle mit derselben Aussage vor den Herzog und beharren dabei, auch als er sie einzeln vornimmt, da sie ja durch vorzeitiges Ausplaudern der eigenartigen Heilmethode ihres Arztes eine Gefährdung des Erfolgs befürchten müssen. Erst als sie nach einer Woche eher eine Verschlimmerung als eine Besserung ihres Zustandes merken, der geriebene Pfaffe aber mit einer beträchtlichen Geldsumme in der Tasche über alle Berge ist, rücken sie mit der Wahrheit heraus. Der Schluß

V. 931 f. *si sprâchen alle, Âmîs* | *der waer' der liste harte wîs*

ist ganz wie das Ende des 3. Abenteuers gehalten

V. 802 f. *ze jungist sprâchens' über al:* | *dirre phaffe ist ein karc man.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das mittelalterliche Volksbuch verlegt in der 17. Historie die Handlung nach Nürnberg, wo der Verwalter des Krankenhauses die Rolle des Herzogs spielt. Eulenspiegel gibt das Mittel der Heilung, das hier in der Verbrennung des Kränksten zu Pulver besteht, nicht allen zugleich an, sondern nimmt jeden Kranken besonders vor. Dadurch wird die Wahrscheinlichkeit der Verheimlichung größer und der Eid entbehrlich, durch den sich die Kranken dem Ameis zum Schweigen verpflichten. Im übrigen aber hat der jüngere Erzähler seine Vorlage nicht zum Vorteile gekürzt und verändert. Die Gedanken der Siechen bei Nennung des Heilmittels sind vom Stricker treffend gezeichnet

V. 870 f. *swie kleine ich nuo gesagen kan*
daz mînes siechtuomes sî, | *sô sprichet einer hie bî,*
der sîne sî noch kleiner; | *sô sprichet aber einer,*
der sîn sî zwir als kleine; | *sô sprechent si alle gemeine,*
ich sî der siechest hie; | *sô toetet er mich unt nert sie.*
sô wil ich mich behüeten ê | *unt sprechen, mir ensî niht wê.*

Der Nachahmer hingegen läßt sich diese Gelegenheit, die Darstellung zu beleben, entgehen. Wirkungsvoller ist auch der Verzicht der Kranken auf die Krücken, um schon dadurch gesund zu erscheinen, wie wir im Ameis lesen, während sie im Eulenspiegel „mit krucken" kommen; ferner das Verhalten des Herzogs, der der Versicherung der Kranken, sie wären gesund, doch nicht recht traut und sie deshalb einzeln fragt, ohne freilich etwas auszurichten. So fällt bei diesem 4. Schwanke wie beim vorhergehenden die jüngere Darstellung gegen die ältere in mehrfacher Hinsicht ab Wenn übrigens Lappenberg in seiner Ausgabe des Eulenspiegel Seite 238 noch als einen Unterschied anführt, daß „der eigennützige Gauner es nicht unterläßt, sich einiges Geld vorher bezahlen zu lassen", so legt er damit wohl zuviel in die Worte des Volksbuches, die doch nur besagen, daß Eulenspiegel vom Spitalmeister 20 Gulden als Vorschuß erhalten hat, aber nicht, daß der Anstoß zur Auszahlung dieser Summe von jenem ausgegangen sei, sondern wir müssen annehmen, daß ihm der Spitalmeister das Geld aus freien Stücken im voraus gezahlt hat.

Der Dichter der oben (S. 8) behandelten Komödie verwebt, wie schon (S. 11) angedeutet, diesen Eulenspiegelstreich in den Betrug mit dem unsichtbaren Gemälde im zweiten Akte. Die Kranken werden auch hier durch die Mitteilung, daß einer zur Heilung der andern verbrannt werden soll, sämtlich auf die Beine gebracht, da keiner dieser eine sein will, und erst der Landgraf muß dem uns schon als etwas beschränkt bekannten Rektor Lobwasser die Augen darüber öffnen, daß er einem Betrüger in die Hände gefallen ist, der ihn nur für seine Zwecke ausnutzte, indem er ihn veranlaßte, als Gegenleistung für das ihm überlassene angebliche Heilmittel das auf der Wand nicht vorhandene Bild als erster zu loben und dadurch das Verhalten der übrigen Hofleute zu beeinflussen.

5—7.

Die nächsten zwei Erzählungen gehen von der gemeinsamen Voraussetzung aus, daß Ameis einen getöteten und verspeisten Hahn wieder lebendig macht, wie er der einfältigen Besitzerin einzureden weiß. In Wahrheit schiebt er natürlich einen andern Hahn unter. Diese List wird uns im 5. Schwank ausführlich geschildert und nimmt da das Hauptinteresse in Anspruch, während sie im 6. nur angedeutet wird mit den Worten V. 1034/5: *dô si sîner*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heilikeit an ihr hanen wart gewar, die mit ihrer an sich schwer verständlichen Kürze bewußte Anlehnung an das vorausgehende Abenteuer beweisen. Das eigentliche Thema bildet im 6. Schwank ein Tuch, das die Frau eines Ritters dem Pfaffen für die vermeintliche Wiederbelebung des Hahns schenkt. Freilich gewinnt es den Anschein, als habe Ameis zu früh triumphiert. Denn der bald darauf nach Hause zurückgekehrte Ritter durchschaut den Betrug und eilt dem Gauner nach, um ihm seine Beute wieder abzujagen. Doch er findet in jenem seinen Meister: Ameis bindet beim Herannahen des Ritters ein Feuer in das Tuch und als dieser, durch die demütige, alle Schuld von sich abwälzende Rede des Pfaffen besänftigt, sich begnügt, ihm das Tuch wieder abzunehmen, merkt er sehr bald, daß es brennt. Er findet keine andere Erklärung dafür, als daß der Himmel ihm wegen seines gewalttätigen Verhaltens gegen den Gottesmann zürne, und von Gewissensbissen gepeinigt eilt er zu ihm zurück, bittet ihn um Verzeihung und nötigt ihn, in sein Haus mit ihm zurückzukehren, um ihn für seine Unhöflichkeit gebührend zu entschädigen. Die Kunde von dem neuen Wunder verbreitet sich schnell in der Umgegend und veranlaßt die Nachbarn, durch entsprechende Geschenke sich in das Gebet des heiligen Mannes einschließen zu lassen. So trifft der Schlaukopf zwei Fliegen mit einem Schlage.

Das 7. Abenteuer bildet ein Seitenstück zum 5. Die Rolle des Hahns spielen hier Fische, die Ameis mitbringt und unvermerkt in den Brunnen eines Bauern gelangen läßt. Von diesem zu Gaste geladen bittet er um lebendige Fische, etwas anderes esse er nicht, und als der Bauer sich dazu außerstande erklärt, führt ihn jener zum Brunnen, vergißt dabei nicht, vorher den Segen darüber zu sprechen, um den Hokuspokus vollständig zu machen, und so ist das Wunder fertig, das dem Pfaffen wieder zehn Pfund von seinen leichtgläubigen Wirten einbringt.

8 und 9.

Im 8. Schwanke legt sich Ameis aufs Wahrsagen, indem er nach bekanntem Muster sich erst nach allen Verhältnissen seiner Opfer durch einen seiner Knechte erkundigt, um dann als Allwisser zu glänzen. Die Erzählung ist recht kurz gehalten, der Dichter legt zwar die Voraussetzung zum Betrug etwas eingehender dar, behandelt diesen selbst aber nur ganz allgemein, statt ihn mit einem bestimmten einzelnen Falle anschaulich zu schildern.

Noch dürftiger ist aber das 9. Abenteuer ausgefallen, wo Ameis ebenfalls mit seinen Leuten unter einer Decke arbeitet. Diese treten nämlich als Lahme und Blinde auf, er heilt sie mit seiner wundertätigen Reliquie und empfängt von der betörten Menge den erwarteten Lohn in reichen Opfergaben. Auch hier hätte sich dem Dichter Gelegenheit geboten, seiner Phantasie einen größeren Spielraum zu gewähren, etwa beim Einzuge des Pfaffen in die Stadt, der recht gut mit besonderem Gepränge auftreten konnte, um für seine Absichten von vornherein Stimmung zu machen, oder als die Spießgesellen des Gauners von ihren angeblichen Gebrechen durch die Reliquie geheilt werden, wobei es an einem verständnisvollen Augurenlächeln nicht gefehlt haben dürfte. So aber lesen wir dort nur den einen Vers 1296: *so der phaffe denne hin quam,* auch ohne jede nähere Angabe, wo oder wie Ameis seine Reliquie aufstellte, ganz im Gegensatze zu der ausführlichen Schilderung im 5. Schwanke V. 995 bis 1006, und hier werden wir V. 1304/5 mit den dürren Worten abgespeist: *die wurden iesâ zehant von sînem heilictuom gesunt.* Der Schluß V. 1316: *dô kêrt' er danne drâte* erinnert mit seiner schalkhaften Anspielung auf die Furcht des Betrügers vor Entdeckung an den Ausgang der vorangehenden Erzählung V. 2188: *dô beleip er dâ niht mêre.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

10.

Einen schroffen Gegensatz zu dem skizzenhaften 9. Abenteuer bildet hinsichtlich des Umfangs das mehr als achtmal längere 10., das uns ausführlich schildert, wie Ameis als Bauer verkleidet zu einem Propste kommt, infolge seiner klugen Reden das Amt eines Schaffners im Kloster erhält und in solcher Eigenschaft sich allseitiges Zutrauen zu erringen, ja durch eifrige Kasteiungen sich den Schein großer Frömmigkeit zu geben weiß. Nachdem er so den Boden für seine weiteren Pläne vorbereitet hat, erklärt er dem Propst, ein Engel habe ihm, dem Laien, schon dreimal befohlen, eine Messe abzuhalten; wenn jener einverstanden sei, wolle er, aber nur unter vier Augen, den Versuch machen. Natürlich geht jener auf den Leim und glaubt, als Ameis nach Anlegung des Meßgewandes in der Kirche sofort mit geläufiger Zunge wie ein Geistlicher zu reden und zu singen beginnt, ein Wunder sei geschehen und der einfache Bauer sei vom heiligen Geist ergriffen worden. Er hat nichts eiligeres zu tun, als die Neuigkeit an die große Glocke zu hängen, genau wie unser Cagliostro beabsichtigt hatte. Scharenweis kommen die Pfaffen geströmt, um sich den heiligen Mann anzusehen und allerhand Fragen aus der Bibel an ihn zu stellen, deren Beantwortung ihm als Zunftgenossen natürlich keine besondere Schwierigkeit bereitet. Die weitere angenehme Folge für ihn ist eine Fülle von Gaben, die ihm vier Wochen lang in ununterbrochenem Zuge *(beidiu naht unde tac)* zugehen. Als aber die Flut sich zu verlaufen beginnt, bringt er sich samt der Beute in Sicherheit, nachdem er, ein zweiter Walther von Aquitanien, die Insassen des Klosters trunken gemacht hat, und der Propst muß zum Schaden noch den Spott tragen.

Dieser Schwank nimmt insofern eine besondere Stellung zu den übrigen elf ein, als er in der Art des Schlusses von allen andern abweicht. Während diese mit der Geschichte selbst abschließen, ergreift im 10. der Dichter noch das Wort zu einer allgemeinen Bemerkung, die hier eigentlich recht überflüssig ist. Denn wenn er V. 1547/50 erklärt, daß er bei der großen Menge von Betrügereien des Pfaffen „*sich mâzen*“ will, so kann man das nur so verstehen, daß er mit den zehn schon angeführten Streichen sich zu begnügen gedenkt; statt dessen werden uns noch zwei aufgetischt. Die Bemerkung des Dichters wäre also höchstens am Schlusse des Ganzen am Platze. Dasselbe gilt von den zwei Versen 1551/2:

er was der êrste man | der solhes amtes ie began,

die nur eine matte Wiederholung der V. 40/1 sind: *(nû saget uns der Strickaere)*

wer der êrste man waere | der liegen unt triegen ane vienc

und sicherlich nicht hierher, mitten in die Darstellung, gehören. Auch der persönlich gehaltene Anfang unseres Abenteuers V. 1317: *nû hoeret waz im dô geschach* stimmt nicht zu den anderen, die sofort mit der Erzählung beginnen, wenn wir von dem ersten absehen, wo nach der einleitenden Betrachtung ein Übergangsgedanke sehr erklärlich und kaum zu entbehren ist.

11.

Das 11. Abenteuer überragt an Umfang alle andern. Ameis, nicht zufrieden mit seinen bisherigen Erfolgen, bereitet einen Hauptschlag vor, der ihn zum Krösus machen soll. Als vermögender Kaufmann zieht er mit schwerbeladenen Saumtieren in Konstantinopel ein, dessen sprichwörtlicher Reichtum ihn angelockt hat. Als er dann durch die Straßen der Stadt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wandert, fällt sein Blick auf einen mit kostbaren Seidenstoffen angefüllten Laden. Während er noch überlegt, wie er sich in Besitz dieses Schatzes setzen könne, trifft er mit einem Landsmanne zusammen, der hier als Maurer tätig ist. Dessen Kahlköpfigkeit und Unkenntnis der griechischen Sprache bringen ihn auf einen erleuchteten Gedanken. Er überredet ihn, die Rolle eines Bischofs zu spielen, wobei seine einzige Aufgabe darin bestehe, daß er immer nur sage: „Es ist wahr.“ Weiche er nur im geringsten davon ab, so habe er sich sein Glück verscherzt. Sie gehen nun in den Seidenladen, Ameis kauft sämtliche Ware für den Scheinbischof, läßt sie von seinen Knechten fortschaffen und heimlich auf ein Schiff bringen, während sein Gefährte als Bürge beim Verkäufer bleibt. Dieser wartet vergeblich auf die Rückkehr des andern, der das Geld holen wollte, bis er zu der Überzeugung gelangt, daß er um seine Ware betrogen ist. Nun wendet sich sein ganzer Grimm gegen den unschuldigen Maurer, dem er übel mitspielt. Als sich endlich die Sache aufklärt, ist es natürlich schon lange zu spät, um den eigentlichen Missetäter zur Rechenschaft zu ziehen.

Unsere Teilnahme für den geprellten Kaufmann wird dadurch beeinträchtigt, daß er nicht im günstigsten Licht erscheint: er läßt nicht nur mit sich handeln, indem er bei Angabe des Preises für die Seidenstoffe von zehn auf acht Mark heruntergeht, sondern hält auch zum Abwiegen des Silbers ein falsches Gewicht bereit. — Daß der Kaufmann und der Maurer auf die Rückkehr des Käufers von einem Tage zum andern bis in den dritten hinein warten, ist ziemlich unwahrscheinlich und setzt mehr als Lammesgeduld voraus. — Undeutlich ist V. 1743 und 2031 der Ausdruck *„dise hôhzît,* da das Pronomen keine Beziehung hat, man also gar nicht weiß, was für ein Fest gemeint ist.

12.

Das 12. Abenteuer lehnt sich in der Handlung unverkennbar an das 11. an, namentlich im ersten Teile zeigen die beiden Schwänke eine ganz auffallende Ähnlichkeit, nur sind an die Stelle der Seidenstoffe Juwelen getreten. — Ameis fährt wieder nach Konstantinopel, das er nicht einmal mit Namen nennt, sondern einfach als „dieselbe griechische Stadt“ bezeichnet, wieder als Kaufmann verkleidet — ein bedenklicher Mangel an Vorsicht! Wieder findet er *„als ê“,* wie er selbst mit deutlichem Hinweis auf den vorausgehenden Fall sagt, einen Laden, dessen kostbarer Inhalt seine Begehrlichkeit reizt. Wir haben ferner denselben Verlauf des Gesprächs zwischen Kaufmann und Pfaffen: zuerst die Erklärung des Juweliers, kein noch so Reicher könnte den Laden auskaufen, als ihn aber Ameis eines andern belehrt, erst die hohe Forderung, dann die Herabsetzung des Preises, dazu die gleiche Summe für ein Stück *(zehen marc* 1754 und 2091), derselbe Ausdruck beim Abschluß des Handels *(*1775 *sus wurden si im dar geslagen,* 2135 *sus sluoger si im in die hant),* endlich die gleiche anfängliche Weigerung des Kaufmanns, die Ware auszuliefern, ehe sie bezahlt sei. Von hier an gehen die Wege in den beiden Abenteuern mehr auseinander, wenn es auch nicht an weiteren Ähnlichkeiten fehlt. Ameis lockt den Kaufmann in seine Herberge unter dem Vorwande, daß sie bei einem ihm bekannten, ehrlichen Manne das Silber abwiegen wollen, läßt ihn dort durch seine Knechte fesseln und dann alles zur Abfahrt bereit machen. Aber nicht zufrieden mit dieser Schädigung seines Opfers, geht er zu einem Arzt und stellt ihm vor, sein Vater, als den er den Juwelier ausgibt, leide an Tobsucht, müsse deswegen stets gefesselt sein und führe in seiner Sinnlosigkeit immer dieselbe Rede: man solle ihm sein Gut bezahlen und er habe ein Haus hier in der Stadt, während sie doch Fremde seien. Der in allen Sätteln gerechte Gauner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

legt also jenem Äußerungen in den Mund, die dem Arzt, als er sie dann von ihm hört, anscheinend den Beweis liefern, daß er es wirklich mit einem geistig Gestörten zu tun hat. So nimmt er eine den rohen Sitten der Zeit entsprechende Gewaltkur vor, bis der erschöpfte Patient sich in alles fügt, was sein Peiniger von ihm verlangt, nur um nicht noch mehr gefoltert zu werden. — Die Verse 2191/2:

unt den vil vaste bunden | und in heinlich überwunden

erwartet man logischerweise umgestellt. Der Schluß V. 2465/72 fällt recht matt aus und kommt förmlich nachgehinkt: die Angabe des Grundes, warum der Kaufmann dem Arzte zu allen seinen Leiden noch 30 Mark zahlen muß, weil dieser nämlich in des Königs Dienste steht, würden wir dem Dichter gern erlassen, umsomehr als die vorausgehenden Verse einen völlig genügenden Abschluß gewähren.

Die auf den verschiedenen Zügen erbeuteten Reichtümer setzen Ameis in die Lage, hinfort seiner Freigebigkeit keinen Zügel mehr anlegen zu müssen, sodaß alle, die sein gastfreundliches Haus betreten, seines Lobes voll sind. Schließlich geht er in ein Kloster, dessen Interessen er durch Rat und Tat so nachdrücklich fördert, daß er nach dem Tode des Abtes zu seinem Nachfolger gewählt wird. Auch in dieser Stellung befleißigt er sich eines tadellosen Lebenswandels, der ihm nach seinem Tode die Seligkeit verbürgt.

Unser Gerechtigkeitsgefühl sträubt sich einigermaßen dagegen, daß der durchtriebene Pfaffe, der soviel auf dem Kerbholz hat, der mit kalter Gemütsruhe seine Mitmenschen nicht nur um ihr Geld bringt, sondern zuletzt auch noch am Leibe schädigt, so ganz ohne Strafe ausgeht, ja sein weiteres Leben sogar in Ehren genießt und beschließt, und wir können, wie schon Lambel in seiner Ausgabe des Ameis S. 19 richtig bemerkt, eine derartige uns befremdende Lösung nur aus den von den unsrigen völlig abweichenden Anschauungen der damaligen mitleidsloseren Zeit erklären, der das Recht des Stärkeren noch seinen Stempel aufdrückte: wenn nur die Lachlust der Leser, Hörer oder Zuschauer ihre Rechnung fand, so kam es auf eine größere oder geringere Schädigung des Betrogenen nicht an.

II. Sprachliches.*)

1.

Die Ausdrucksweise des Dichters ist vielfach breit.

a) Dies zeigt zunächst die häufige Anwendung des Verbums *„beginnen“* mit dem Infinitiv; es kommt in dieser Konstruktion 39 mal vor, davon allerdings 9 mal unverkennbar in eigentlicher Bedeutung, nämlich:

287/8 *dô er (der esel) ninder niht envant, | do begunder lüejen zehant,*
326 *do begunder vaste sorgen,*
390/2 *do begunden die vrouwen, | als er begunde singen, | mit opher zuo dringen,*
494/5 *(daz er) nach grôzerm gewinne | iesâ begunde ringen*

*) Die Sprache unseres Gedichtes hat Jensen in seiner Schrift über den Stricker als Bispeldichter (Marburg 1886) mit berücksichtigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und so noch 960, 1099, 1846, 2110. In den übrigen Fällen aber dient es wie auch sonst oft im Mittelhochdeutschen lediglich zur Umschreibung und wir könnten es sehr gut entbehren. Besonders gern verbindet es der Dichter mit Verben des Sagens: mit *jehen (verjehen)* 293. 634. 750. 775. 883. 1041. 1195. 1230. 1495, mit *biten* 1129, mit *vrâgen* 1334. 1492. 1718. 2439. Wie formelhaft dieser pleonastische Gebrauch unseres Verbums geworden ist, sieht man aus solchen Stellen, wo es ganz widersinnig steht:

732/3 *do begunde der meister zehant | ze dem künge urloubes gern,*
984/5 *(er) begunde der vrouwen künden, | ir hane waere wider komen,*

1194/5 (bei einer kurzen Antwort des Bauern auf eine Bemerkung des Ameis mitten im Gespräche)
„dar sint langer mîle drî", | begunde im der wirt verjehen,
1220/1 *dô er begunde nâhen, | nuo was der brunne vische vol,*
1864/5 *der wirt begunde dar laden | sîn vriunt, der er schône phlac,*
2274/5 *nu begunde er balde hin gân, | dâ er den man hâte.*

Gegenüber dieser starken Vorliebe für *beginnen* mit Infinitiv fällt die spärliche Anwendung des sonst auch sehr beliebten Verbums *pflegen* mit Infinitiv auf: nur einmal kommt es in unserm Gedichte mit Infinitiv vor und zwar in derselben pleonastischen Bedeutung:

1414 *(dâ ich lac) unde got ze vlêgen phlac.*

Das viel seltner demselben Zwecke der bloßen Umschreibung dienende Verbum *gerâten* mit Infinitiv finden wir auch einmal:

1063 *(daz er sich vil wol versach, | sô der ritter wider quaeme)*
daz er im nâch geriete jagen.

Hier könnte ohne weiteres auch *beginnen* dafür eintreten. Recht überflüssig erscheint uns die Einschiebung von *„tugen"* 2085:

sô vil edeler steine, | daz ez nieman entöhte | dêr si vergelten möchte.

b) Ein weiteres Kennzeichen für die umständliche Art des Ausdrucks ist das wiederholte persönliche Eingreifen des Dichters in den Gang der Handlung mit formelhaften Wendungen wie *nû hoeret:* 21 *waz hie vor geschach,* 868 *wie si tâten,* 1317 *waz im dô geschach,* 1406 *waz er tete,* oder *sag' iu,* zugleich mit charakteristischer Unterdrückung des Subjekts nach *unt* trotz der Verschiedenheit der Subjekte: 591 *wie er'z ane vienc,* 599 *wes er danne phlac,* mit ganz gleichem Wortlaut 1065, 2069 und 2187 *wâ von daz geschach* (Meier Helmbrecht 1823 *ich sage iu wie daz geschah,* s. S. 19), 2213 *unt sag' iu wie,* 2143 *der phaffe sprach, ich sag' iu wie:* mit demselben Wortlaut, aber verschiedener Interpunktion bei Lambel 1191 *der phaffe sprach: ich sag' iu wie,* sodaß danach den zweiten Teil des Verses nicht der Dichter, sondern der Pfaffe spräche, meiner Ansicht nach mit Unrecht, denn der Zusammenhang gestattet es auch 1191 sehr gut, den zweiten Teil ganz wie 2143 als persönliche Bemerkung des Dichters aufzufassen und den Pfaffen erst mit 1192 beginnen zu lassen. Der Wirt fragt:

1186 f. *wâ naeme ich die (vische)? | sie sint uns gar ze verre etc.*
Darauf Ameis 1192: *sô gêt enwec unt vâhet sie, | hin dâ daz wasser sî.*

Es ist daher nicht anzunehmen, daß der Dichter bei seiner sonstigen großen Neigung zu Wiederholungen in gleichem Wortlaut und mit gleichem Sinne gerade in diese beiden Verse

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen verschiedenen Sinn hätte hineinlegen wollen, und so werden wir 1191 dieselben Zeichen wie 2143 setzen.

Andere Wendungen, in denen der Dichter für sich das Wort ergreift, finden sich, um von der schon S. 15 besprochenen Stelle 1547/50 abzusehen,

2075 *(liste) der ich iu schiere wil verjehen,*
2204/6 *wie der kaufman genas | unt welch nôt er muose doln,*
daz waere schädelich verholn (scil. *von mir)*

endlich als Übergang zu einem neuen Abschnitte der Handlung in ähnlicher Lage, aber mit verschiedenem Ausdrucke

1833 *nuo sul wir des gedenken*
und 2326/7 *waz er des nahtes dolte | des wil ich iuch bescheiden.*

Die beiden letzten Verse machen eigentlich 2204/6 überflüssig, da diese nichts anderes besagen und sogar den Zusammenhang etwas zerreißen.

Wie beliebt übrigens solche persönliche Zusätze in der Erzählung auch bei andern Dichtern dieser Zeit waren, dafür liefert einen recht deutlichen Beweis, um mich mit einem Beispiele zu begnügen, Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner (dessen Gedicht ich überhaupt wegen seiner vielen sprachlichen Anklänge an den Ameis öfter zitieren werde). Wenn wir auch von der Einleitung und dem Schlusse absehen, wo es ja nahe liegt, daß der Dichter mehr in den Vordergrund tritt, so haben wir immer noch in rund 1900 Versen über 40 Fälle, wo der Dichter in der ersten Person das Wort ergreift oder seine Hörer anredet, darunter allein 17 Wendungen mit *hoeren: welt ir nû hoeren* 44, 57, 72, *noch müget ir hoeren gerne* 82, *ob ir nû hoeren woldet — durch iuwer liebe sagte ich daz* 182/4, *nû hoeret* oder bloß *hoeret* 90, 104, 124, 405, 862, 870, 873 (also dreimal kurz hintereinander), 1463, 1490, 1640, 1651, 1712, ein Beweis, wie formelhaft dieser Ausdruck geworden ist. Nicht gering ist auch die Zahl der Fälle, wo der Dichter versichert, daß er die Wahrheit sagt:

30/31 *daz maere iuch niht betriuget, ich sage ez niht nâch wâne.*
60 *daz maere iuch niht betrüllet,* 74 *ez ist wâr daz ich iu lise,*
88/9 *des ich bin mit wârheit wol bewaeret,*
174 *daz habt bî den triuwen min,* 208 *ich wil des mit wârheit jehen,*
1622 *daz sage ich iu für wâre,* 1676 *von der wârheit ich des gihe,*
1892/4 *gesagte ich nie iht wâres, | doch sult ir mir gelouben | daz maere von der houben.*

Von andern hierher gehörigen Stellen seien noch als besonders geartete erwähnt

219/20 *(her Nithart) kunde ez iu gesingen baz | dann' ich gesagen, nû wizzet daz.*
700/1 *kunde ich ez bediuten | wie man in dâ heime enphie!*
840/2 *ich bin vil gar erlâzen | sô guoter handelunge | als dâ het der junge.*
848/50 *swie vil ich var enwadele, | sô bin ich an deheiner stete,*
dâ man mir tuo als man im tete.
1054/6 *unde wester | waz ez allez waere, | ir lachtet der maere.*
1072/3 *wie ungerne ich daz haele, | waer' ich sin an ein ende komen.*
1503/6 gibt der Dichter umständlich an, wovon er weiter zu sprechen habe:

wir suln Gotelinde | geben Lemberslinde
und suln Lemberslinde | geben Gotelinde,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ebenso 1536/8 *wir suln niht vergezzen | wir enschaffen ambetliute*
dem briutegomen und der briute.

1091/2 endlich läßt er, statt sich wie sonst an die Hörer zu wenden, umgekehrt mit dramatischer Lebendigkeit diese die Frage an ihn richten:

nû sprechet wie lange sî | der knappe dem vater bî.

Diese ganze Art der Darstellung bildet übrigens zugleich eine Stütze für die Tatsache, daß die Dichtungen der damaligen Zeit in erster Linie für Hörer und nicht für Leser berechnet waren, wie es wohl bei der großen Zahl der des Lesens Unkundigen erklärlich ist. Für Meier Helmbrecht würde ja der oben (S. 19) angeführte V. 74 schon allein zum Beweise genügen.

c) Bezeichnend für die dem mittelhochdeutschen Dichter eigene Breite ist ferner im Ameis die mit *tuon* und *geschehen* ausgedrückte Zustimmung: 98 *daz tuon ich,* ebenso 1131, 1765, 2408 (Helmbr. 816 *daz tuon ich vil schiere,* 984 *d. t. ich entriuwen);* mit geringer Abweichung 1484 *ich tuon,* 139 und 2273 *daz sî getân,* 270 *daz sî geschehen,* an den drei letzten Stellen vielleicht durch den Reim veranlaßt. Überhaupt ist diese gebundene Form offenbar auch sonst vielfach von Einfluß auf die breite Ausdrucksweise des Dichters gewesen, der wohl gern zu ihr griff, um sich aus einer Reimverlegenheit bequemer herauszuhelfen. So gibt es von den für seine persönlichen Bemerkungen oben (S. 18) angegebenen Beispielen mit der einzigen Ausnahme von 1547/50 keins, dessen Vorhandensein nicht auf die Eigenart des gepaarten Reims zurückgeführt werden könnte. Bei den ein- und dreiversigen Einschiebungen versteht sich das von selbst, aber auch von der zweiversigen 2326/7 gilt es, da sie auf zwei verschiedene Reime verteilt ist.

Hierher gehören ferner noch andere in den Zusammenhang eingeschobene, an sich nicht notwendige Gedanken wie 152 *ir sît ein wiser herre,* 172 *des wil ich iu wol gunnen,* 438 *unt daz vil gerne tâten,* 456 *daz sult ir wizzen âne wân,* 1188 *daz wizze unser herre,* 1262 *daz der (jungen und alten) got müeze walten,* 1379 *dâ enscheide ich niht abe;* 1692 *ez ist ein kriechische diet* ist besonders auffällig, weil schon 1688/9 gesagt: *dise kriechische pfaffen verstênt unser buoche niht.*

d) Anderseits dürfen wir nicht verkennen, daß der Stricker so wenig wie seine Zeitgenossen in dieser Breite einen besondern Fehler sah und also auch keine Veranlassung hatte, ihr ängstlich aus dem Wege zu gehen. So nimmt er nicht nur an der Wiederholung der schon genannten formelhaften Wendungen keinen Anstoß, sondern gebraucht auch sonst unbedenklich kurz hintereinander gleiche Ausdrücke: 99 und 100 *versuochen,* 288, 290, 293 *begunde,* ebenso 390, 391, 398 (ähnlich in der dem Stricker zugeschriebenen Erzählung „das Bloch" *dûhte* 467, 469, 470); 1165 und 1169 *michel guot,* 2245 und 2248 *z'allen stunden (ze aller stunt),* der verschiedene Numerus nur infolge des Reims, 2258, 2261, 2264 *rede,* 2453 und 2455 *daz maere sagen.* Ja ganze Verse mit gleichem Wortlaute finden wir in nicht zu großem Abstande: 1683 und 1709 *wan daz ir sprechet: „ez ist wâr";* die Worte 637/8 *ich sihe nû wol, ich bin sô blint, daz ich niht bin ein êkint* erfahren 763/4 eine nur geringe Änderung: *wir hoeren wol, dû bist sô blint etc.;* 1842 und 1866 begnügt sich der Dichter nicht, den Kaufmann auf das Geld, wie wir schon gesehen haben (S. 16), ungebührlich lange warten zu lassen, sondern weist sogar — man möchte fast sagen, geflissentlich — zweimal, für jeden der zwei ersten Tage gesondert, mit ganz denselben Worten darauf hin: *nuo wart' er allen den tac.* Oder er bringt in zwei aufeinander folgenden Abenteuern am Ende denselben Gedanken mit den Worten: *dô wart ein grôzer schal* 801 und 928.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch 701/2 *alsô drungen die ritter alle | hin in den sal mit schalle*

erinnert in seinem Wortlaut ohne weiteres an die ähnliche Lage

401/2 *dô drungen die vrouwen alle | dar nâch wol mit schalle.*

e) Die breite Darstellung unseres Dichters zeigt sich weiter darin, daß häufig ein oder mehr Verse wegen des vorausgegangenen Gedankens überflüssig erscheinen, so

68/70 nach 67 *des sult ir mir ein teil geben. | ir endürfet dâ niht wider streben;*
ich enwil's von ir niht enbern; | ze wâre, ir müezet mich's gewern.

104 nach 103: *saget mir, wie viel des mêres sî; | der rede enlâz' ich iuch niht vrî,*
290 nach 288: *do begunder lüejen zehant — als er des begunde,*
350 nach 347: *des vuort' er michel rât — des was er alles gewert,*
981 nach 979: *daz kraejen solte der han — als er danne krâte,*
1016/17 nach 1015: *(swaz si) noch (übels) tuon solten,*
swie vil si sünden wolten | immer allez ir leben,
1134 nach 1133: *sît ir schuldic wider got | ode wider sîn gebot,*
1348 nach 1346/7: *so got — die sündaere verteilet, | di er nimmer mêr geheilet,*

1470/2 nach 1466/69 als bloße nüchterne Wiederholung:
sîn herze in den gelouben quam,
swaz er laese od sunge | daz ex mit alle erklunge
ûz des heilgen geistes munde. | wand' er niht enkunde,
sô het er gesworen wol | er waer' des heilgen geistes vol.

1646/7 nach 1644: *den rât wil ich iu geben,*
disen saeliclîchen prîs | kan ich iu wol gevüegen zuo,

1650 wegen des folgenden V. 1655:
nû sult ir mich ergetzen sîn (des bischoves) | dâ sult ir bischof werden,
1847 nach 1846: *dô im nieman niht brâhte | noch ze bringen gedâhte,*

2052 nach 2051 recht nichtssagend:
swer michel guot erwerben kan | der wirt ouch schiere ein rîcher man,
ebenso 2063 nach 2062: *dâ mite enphremdet' er sich, | daz er ninder wart erkant,*
2150 nach 2148: *der dunket mich sô reine — ich weiz in sô getriuwen wol,*
2174 nach 2171/3: *ich wil iu gerne unde ê | zweier marke geben mê,*
daz ir mit mir dar gât | danne daz ir hie bestât;

diese Verse wirken noch besonders störend als Wiederholung von 2160/1 im Munde desselben Sprechers:
herre, gêt ir mit mir dar, | ez ist iu zweier marc wert.
2330 nach 2328: *er muose sich enkleiden — man zôch im abe siniu kleit,*
2403 nach 2401: *daz ich iuch sinnic hân gemacht — daz ir wider habt iuwer sin,*
2427 nach 2422: *dô sant' er einen boten hin — dô der bote hin quam.*

In allen diesen Fällen können wir annehmen, daß wiederum der Reim seinen Einfluß geltend gemacht hat.

f) Sodann scheut der Dichter auch nicht die Häufung von Ausdrücken mit gleicher oder ähnlicher Bedeutung, sei es bei Zusammenstellung von Verben: 1486 *er enbôt unde sagte,*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1560 *nû vander aber unde kôs einen list,* 1787 *gelten unt bereiten* im Sinne von „bezahlen“, 1926 *dô rief er unde sprach,* 1990 *der erkôs und erwelte mich,* 1998 sogar durch die Negation getrennt *niht sprechen noch sagen,*

2501 *dô geschuof er und erwarp* (*daz er ze abte wart erkorn*),

oder von Substantiven: 461 *von vrouwen unt von wîben,*

543 *beide iuwer lîp und iuwer leben* (s. S. 28),
2025 *(dem krachte) vor zorne herze unde muot*
(Helmbr. 83 *der narre und der gouch,* 1004 *ein affe und ein narre was er),*

oder von Adjektiven: 259 *ein buoch niuwe unde vrisch,* 436 *beidiu reine und erbaere,*
457 *die sint sô reine unt so guot,*

521/2 *sô ist dâ nieman sô guot,* | *so wîse noch sô wol gemuot,*
756 *ez waere guot unde reht,* 1319 *alwaere und einvaltic,*
1451 *sô ist iu nütze unde guot,* 1986 *ich mache iuch ledic unde vrî,* 2046 *vrô unde geil*
(Helmbr. 878 *michel unde grôz,* 1869 *nacket unde blôz*),

oder endlich von Adverbien, die noch besonders behandelt werden sollen (S. 26). Hier sei nur die schon im Nibelungenlied häufige Tautologie *iesâ zehant* genannt, die wir 1304, 1501 und 2048 finden.

g) In das Kapitel der Breite fällt schließlich noch die Zusammenstellung von Gegensätzen zur Umschreibung eines Begriffs:

über allez daz diz klôster habe | *dâ ûze oder dâ inne* 1380/1, *beidiu vruo unt spâte* 251. 2497, *ê oder sît* oder umgekehrt, wie es der Reim erfordert, *sît noch ê* 423. 1618. 1392, *beidiu naht unde tac* 1515, *der ze schuole nie* | *weder halben tac noch ganzen gie* 1443/4, *si sîn alt oder kint* 520, *junc und alt* oder umgekehrt infolge des Reims 1261. 2486, *beidiu arm unt rîche* 796. 1312. 1510. 1557, *liep ode leit* 1148. 2329, *die biderben unt die boesen* 416, *den boesen unt den besten* 914, *si enheten gehôrt noch gesehen* | *deheinen man sô wîsen* 1496/7, wo es doch auf das Sehen sehr wenig ankommt, *beidiu hoeren unde sehen* 2281, *geriten unt gegangen* | *kômen die lantliute gelîche* 1508/9, *beidiu bruoder unde knehte* 1525, *an (mit) lîbe und an muote* 341. 2494, *mit guote unt mit râte* 2498, *hâstû guot unde lîp sus mortlîche verlorn?* 2448/9. Dabei macht die häufige Hinzufügung von *beidiu — unt* die Ausdrucksweise noch umständlicher. In besonders auffälliger Weise tritt uns dieses Streben nach Zerlegung eines Begriffs 513/4 entgegen:

unt mâle dran diu bilde, | *bêdiu zam unt wilde.*

Wenn wir übrigens im Bloch des Strickers V. 382 ebenso wie im Herzmäre Konrads von Würzburg V. 458 von zahmen und wilden Speisen lesen und in Wolframs Parzival X 454 von zahmen und wilden Dingen, denen Adam Namen gab, ferner in den Sprüchen Walthers von der Vogelweide (Pfeiffer Nr. 170) von zahmer und wilder Minne, so sehen wir daraus, daß dieser Gegensatz den mittelhochdeutschen Dichtern einigermaßen geläufig war, nur erscheint er uns als Zusatz zu Bildern besonders gewagt und vielleicht wiederum durch den Reim hervorgerufen.

2.

Werfen wir einen Blick auf die Bildersprache des Strickers im Ameis, so finden wir, daß er keinen sehr starken Gebrauch davon macht. Von sprichwörtlichen Wendungen sind zu nennen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

102 *ir habet den habech an gerant,*
421 *ir triuwe waere kopher,*
2484/5 *dane viel daz esse noch daz tûs | niht an der handelunge,*
2053/4 *ich wil der Saelden schîben | vil williclîche trîben.*

Von diesen Bildern sind die ersten drei jetzt nicht mehr gebräuchlich. Das erste vom Habicht zum Ausdrucke der Überlegenheit des Gegners verwendet unser Dichter noch einmal im Karl 9777 mit dem Zusatze

si mohten eine steinwant als sanfte hân durchbrochen.

Was das zweite Bild anlangt, so sprechen wir zwar noch von einem Herzen treu wie Gold, gebrauchen aber zur Bezeichnung des Gegenteils nicht mehr wie der Mittelhochdeutsche das minderwertige Kupfer. Auch der Gebrauch der Eins und Zwei, der niedrigsten Würfe im Würfelspiel, um ein ungünstiges Ergebnis zu bezeichnen, ist uns fremd geworden. Das Bild vom Glücksrad hingegen hat sich von den ältesten Zeiten bis auf unsere behauptet, wenn wir auch in seiner Anwendung nicht so weit gehen wie das Mittelalter, wo das Wort *schîbe* auch ohne den Zusatz von *saelde* für diese Bedeutung genügt. So sagt Gottfried im Tristan von Morolds Tod

7165 f. *diu schîbe, diu sîn êre truoc, | die Môrolt frîlîche sluoc*
in den bîlanden allen, | diu was dô nider gevallen,

und läßt 14474 den Tristan auf sein unseliges Geschick mit den Worten hinweisen:

swie kûme sô mîn schîbe gê.

Bildliche Ausdrücke finden wir im Ameis mehrfach zur Bezeichnung der Geringfügigkeit einer Sache, wie

144/5 *reich' ez* (das Seil) *an deheinem teile | eines halmes breit vürbaz,*

vom Eulenspiegeldichter im 28. Abenteuer nachgeahmt: *wa es felt umb ein strohalm;*

529 *die sehendes einen stich niht,*

wobei interessant ist, daß *stich* hier als wörtliche Übersetzung von „Punkt" mit der Negation ganz dem französischen *ne—point* entspricht;

2361 *swaz er gesprach daz was ein wint,*

eine bei den mittelhochdeutschen Dichtern beliebte Redensart, die wir ebensogut im Nibelungenliede wie bei den höfischen Epikern und Lyrikern finden, im Meier Helmbrecht 378 und 617, sonst erinnere ich noch an die Stelle im Anfange des berühmten Waltherschen Liedes zum Lobe Deutschlands: *allez daz ir habet vernomen, | daz ist gar ein wint;*

2387 *(daz er iu sî) schuldic eines eies wert,*

wozu uns wieder Meier Helmbrecht 171/3 ein Seitenstück bietet:

nie truoc dehein meier | einen roc der zweier eier | waere bezzer dan der sîn.

Mit besonderer Vorliebe gebraucht der Dichter ganz in unserm jetzigen Sinne die Wendung *umbe ein hâr,* fast immer in Verbindung mit der Negation: 113. 890. 1710. 1915, oder mit geringer Änderung 1278 *si ahten niht ein hâr ûf ir guot,* ebenso 1749.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Neigung zu Wendungen mit *hâr* in demselben Sinne teilt mit dem Stricker Hartmann von Aue, der sie in allen möglichen Variationen bringt: *niht ein hâr* Iwein 579, Lieder I 1257. II 713. 750, der arme Heinrich 500, *niht eines hâres sanfter* Erec 7793, *nie eines hâres mê* Erec 117, *hâres breit* der arme Heinrich 1111, *hâres grôz* 1206, *gegen eime hâre* Iwein 2641, *alsô grôz als umbe ein hâr* Lieder II 573, Gregorius 1963, Erec 7387.

Eine andere im Ameis häufiger vorkommende bildliche Ausdrucksweise ist dem Berufe des Weidmanns entlehnt:

198 *ich weiz wol, daz ir rehte jagt* „daß ihr recht habt",
804 *guot bejagen,* ebenso 1578, 1181 *den êwigen prîs,* 1659 *gotes hulde,*

dazu das entsprechende Substantiv:

1027/8 *mit dem selben bejage* | *huop er sich danne ê tage,*
1167 *er warp aber nâch bejage.*

„Affe" im Sinne eines Narren steht 1499 *sus macht er mangen affen*
und 2182 *sus schuof er, daz ein affe* | *ûz einem wîsen manne wart.*

Sonst gebraucht unser Dichter dafür wiederholt *gouch:* 779. 1050 *(gouchîn).* 1711. 2000.

„Vielfraß" in übertragener Bedeutung findet sich

1012 *der gotes rîches waer' ein vrâz,* | *ez müese in genüeget hân.*

In besonderer Weise ist 1370 „Zoll" gebraucht: *ir habet so wîser sinne zol.* Hier bedeutet es wohl die Abgabe, die das Schicksal gleichsam den Menschen zu entrichten hat, und *wîser sinne* ist als erklärender Genitiv zu *zol* aufzufassen: ein Zoll, der in Weisheit besteht, sodaß der Sinn also wäre: Das Schicksal hat euch als gebührenden Anteil an den Lebensgütern Weisheit beschert.

2013 *sît er mich verstên liez* vergleicht sich der betrogene Maurer mit einem stehen gebliebenen, uneingelösten Pfande.

2024 heißt es mit einem uns befremdenden, aber im Mittelhochdeutschen häufigen Bilde

dem krachte | *vor zorne herze unde muot;*

so lesen wir, um nur noch eins von vielen Beispielen anzuführen, im Meier Helmbrecht

1775/6 *der wirt hônlachte,* | *swie im sîn herze krachte.*

Endlich wären noch zwei Vergleiche zu erwähnen:

1264 *er was kündic als ein tahs* und
1003 *kristallen lûter als ein îs,*

mit der für die damalige Zeit charakteristischen, uns jetzt ungewohnten Anwendung des unbestimmten Artikels vor Stoffnamen, wie wir z. B. öfter im Nibelungenliede finden: Zarncke 62, 4 *grüen alsam ein gras,* 67, 1 *grüener denne ein gras,* 78, 3 *wîzer danne ein snê,* in unserm Gedichte selbst noch 760 *mîn ougen sint niht ein glas,* im Helmbrecht 1330 *die (secke) sint swaere als ein blî.*

3.

Von den Zahlen bevorzugt der Dichter sichtlich die Sechs:

7/8 *daz ist ab nuo sô unwert,* | *daz es der sehste nine gert,*

wo wir sagen würden „der Zehnte"; 338 rüstet sich Ameis mit 6 Knappen zur Fahrt in die Fremde, während sonst in solchen Fällen die Zwölfzahl beliebt ist, ich erinnere nur an die 12 Paladine Karls des Großen, an die Tafelrunde des Königs Artus, an die 12 Gefährten Siegfrieds, mit denen er an den Hof zu Worms kommt (Nibelungenlied Zarncke 10, 4) oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an die 12 Mannen, mit denen Rüdiger vor Kriemhild tritt, um die Werbung Etzels anzubringen (187, 4). Doch steht der Ameis mit seiner Sechszahl nicht etwa vereinzelt; im 134. Grimmschen Märchen z. B. gewinnt ein Königssohn eine Prinzessin, an deren Besitz für einen gewöhnlichen Sterblichen unerfüllbare Bedingungen geknüpft sind, mit Hilfe von 6 Dienern, die über die wunderbarsten Eigenschaften verfügen. Im 3. Abenteuer (561) macht sich Ameis anheischig, den Saal binnen 6 Wochen zu malen, einer im germanischen Recht öfter vorkommenden Frist, wie wir sie auch im Bloch 388 finden. In der 4. Erzählung (924) rechnet der Stricker die Woche, während deren die Kranken zum Schweigen verpflichtet sind, zu 6 Tagen, ebenso im Bloch 341, in der 12. bietet Ameis dem Kaufmanne für seine Edelsteine 600 Mark (2128) und fordert der Arzt für die Heilung des vermeintlichen Tobsüchtigen 60 Mark (2267). Diese Vorliebe für die Sechs, d. h. die halbe Zwölf, legt uns die Vermutung nahe, daß der Dichter von der germanischen Neigung zum Duodezimalsystem beeinflußt war. Im Bloch 631 spricht er auch von einer Zeit von 12 Tagen.

4.

Geldbezeichnungen finden wir im Ameis drei: *phenninc, phunt, marc.* Der erste Ausdruck steht zunächst zur Angabe des kleinsten Wertes

83/4 *ich engib iu umbe disiu dinc* | *nimmer einen phenninc,*
ebenso 2270 *der (sehzec marc) lâze ich einen phenninc niht,*

dann in der allgemeinen Bedeutung von Geld

409/10 *diu niht phenninges hâte,* | *diu entlêhent' in vil drâte* und
679/9 *sümelich gâben im ir gewant,* | *sümelich phenninge zehant,*
sümelich phaert oder swert,

endlich für gemünztes Silber im Gegensatze zum ungemünzten

1817/9 *ich wil daz silber bringen* | *beidiu an phenningen*
und ouch harte wîz gebrant.

Sonst verwendet der Dichter für bestimmte Geldsummen die ursprünglichen Münzgewichte Pfund und Mark, das erste im doppelten Werte der Mark an 6 Stellen: 1159. 1237. 1584. 1794. 2078. 2298, das zweite mit offenbarer Bevorzugung vierzehnmal, wenn wir von den 3 Fällen 2172. 2176. 2435 absehen, in denen die zuerst angegebene Summe nur wiederholt wird: 545. 738. 907. 1021. 1533. 1754. 1767. 1840. 2091. 2115. 2128. 2161. 2340. 2458. Ein Unterschied im Gebrauche der beiden Bezeichnungen läßt sich aber nicht erkennen, denn beide sind mit ganz beliebig großen und kleinen Zahlen verbunden, beide kommen dekliniert wie undekliniert vor und würden sich mit einer Ausnahme (1021) ohne weiteres mit einander vertauschen lassen, wenn sie nicht in der Mehrzahl der Fälle durch den Reim gebunden wären: *phunt* steht stets am Ende des Verses und *marc* achtmal. Auffällig ist dabei wieder der mangelnde Sinn des Dichters für Abwechslung: *marc* reimt sich in 8 Fällen auf *starc* und ist in 5 von den andern 9 Fällen mit *wert* verbunden, *phunt* reimt sich in 4 von 6 Fällen auf das Adjektivum *kunt.*

5.

Zur Bekräftigung einer Aussage im Munde derselben Person braucht der Dichter gern allerhand Zusätze, worunter der häufigste *entriuwen* „meiner Treu!“ ist mit den Neben-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

formen *triuwen* und *entriwen:* 550. 758. 1358. 1441. 1752. 1956. 2027. 2381. 2395. 2413 (im Helmbrecht 743. 984. 1835. 1861); dann *deiswâr* 218. 964. 1727. 1799. 1873, einmal dafür die vollere Form *daz ist wâr* 222 (Helmbr. 9. 683. 1093), und zwar immer der Aussage voran oder in die Mitte gesetzt, nicht, wie wir erwarten würden, ans Ende, also in dieser Hinsicht etwa unserm „wahrhaftig" entsprechend, ebenso im Bloch 174 und 289; ferner *weizgot* 799. 1052. 2038. 2049. 2446 (Helmbr. 779. 847. 1724), mit vollerem Ausdruck *als got wol weiz* 2017, *wizze Krist* 584 (Helmbr. 635), *daz wizze unser Herre* 1188, *daz sult ir wizzen âne wân* 456 (Helmbr. 31 *ich sage ez niht nâch wâne*), *sam mir der lîp mîn* 1965 (Helmbr. 1519 *sô mir sêle unde lîp*), einfacher *ze wâre* 70. 388 (Helmbr. 252. 271. 434. 768. 791. 812. 1054. 1162. 1170. 1341), *benamen* 761. 1566. 1978 (Helmbr. 262. 363), zur Verstärkung einer Aufforderung *durch die namen drî* 1422, *durch got* 968. 1156. 1435. 1482 (Helmbr. 1736. 1770), ebenso im Bloch 58. 609. 623. Ein Teil dieser Beteuerungsformeln ist wohl auch wieder mit dem Einflusse des Reims zuzuschreiben.

In ihrem Gebrauche zeigt Meier Helmbrecht mit dem Ameis eine so auffallende Ähnlichkeit, daß in Hinblick auf die andern teilweise schon genannten sprachlichen Übereinstimmungen die Vermutung gerechtfertigt erscheint, der Dichter des Helmbrecht habe den Ameis genau gekannt und sich von ihm bei Abfassung seiner Dorfgeschichte im Ausdrucke, bewußt oder unbewußt, beeinflussen lassen.

Einem ähnlichen Zwecke wie die eben genannten Wendungen dienen verschiedene Adverbia wie *wol, vil, harte, gar, sêre, starke,* nach der Häufigkeit ihres Vorkommens aufgezählt, oft freilich auch in so abgeschwächter Bedeutung, daß sie zu reinen Flickwörtern herabsinken. Eine ganz besondere Vorliebe hat der Dichter für *wol,* das wir mehr als hundertmal im Ameis finden, nicht selten allerdings in eigentlichem Sinne, z. B.

95 *kunn' ich mîn amt alsô wol,* 195 *gelêrt ir nû den esel wol*
252/3 *unz er wol gelernet hâte* | *daz selbe blatwerfen gar,*

wo aber wegen des folgenden *gar* eins von beiden schon überflüssig ist und mit dem andern eine Tautologie bildet, ferner

320 *wand' er die liute wol emphienc,*
505 *dâ kan ich mâlen alsô wol,*
838 *ir redet wol, sprach er dô;*

dann aber auch verblaßt: im Sinne von „allerdings, in der Tat"

637/8 *ich sihe nû wol, ich bin sô blint* | *daz ich niht bin ein êkint* (vgl. 763/4),
ebenso 1368/9 *ich hoere wol, daz iuwer rât* | *diz klôster helfen sol;*
sodann = sehr, völlig: 1636 *es ist mir wol ze danke,*
1884 *er gap im aber wol genuoc,*

1968 *harte wol gunnen,* pleonastisch mit *harte* zusammengestellt, wie 1024 *mit vil* in derselben Bedeutung und bei demselben Verbum *gunnen;* oder = vielleicht, sicherlich:

190/2 *habt ir diz allez getân — sô tuot ir ouch wol swaz ir welt,*
207 *ir wizzet wol,* 722 *ir ieslich haete wol gesworn,*
1152/3 *nû hâstû wol gesehen,* | *daz dû wider got strebest,*
1758/9 *ich bin ze koufe wol sô wîs,* | *daz ich daz widerrâte,*

häufig vor Zahlen: 361 *wol zweinzec hundert ode mê,* 433 *wol drî stunt,* 560, 738, 1005 usw.

vil steht adverbiell vor Adverbien über fünfzigmal, vor Adjektiven nicht ein Drittel so oft, besonders

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gern mit Ausdrücken der Schnelligkeit, wie *vil drâte* 410. 740. 1936. 2276. 2476, *vil schiere* 168. 969. 2432, *vil balde* 159. 1831, *vil greite* 158, *vil kurzlîche* 1306, *vile gâch* 1055, oft auch ganz überflüssig, wie in den Pleonasmen und Tautologien *vil gar* 74. 1083. 2199, *vil sêre* 747. 1121. 1287. 1895. 1995, oder in derselben Bedeutung *vil grâzlîche* 460. 2217, *vil tiure* 2186, *vil vaste* 552, *vil wol* 1024.

Die 3. Stelle unter diesen verstärkenden Adverbien nimmt im Ameis *harte* ein, zwölfmal vor Adjektiven, darunter fünfmal mit *vrô* (*unvrô*) verbunden: 219. 303. 891. 1607. 1751, dreizehnmal vor Adverbien, darunter die Tautologien *harte sêre* 593. 642. 1641 und *harte starke* 1534, einmal vor einem Verbum: 148 *harte betriegen* und zweimal bei zusammengesetzten Wendungen: 1118 im *tet diu sünde harte wê* und 1454 *nû wart dem prôbest harte nôt.*

Von den drei übrigen zur stärkeren Hervorhebung dienenden Adverbien ist *gar* „völlig, gänzlich" am häufigsten. Es tritt in den 25 Fällen nur zweimal zum Adjektiv: 490 *gar unnôthaft* und 1599 *gar ze kleine,* sonst immer zum Verbum (329 steht dafür *ganzlîche); sêre* findet sich achtzehnmal und nur beim Verbum, dreimal ersetzt durch *starke,* das 546 und 1534 vielleicht durch den Reim veranlaßt ist, beide Male auf *marke* reimend, 2244 aber ohne ersichtlichen Grund willkürlich für *sêre* eingesetzt.

6.

Zum Schlusse mögen noch einige häufiger vorkommende Substantiva nach ihrem Gebrauch im Ameis betrachtet werden.

a) *muot* steht im allgemeinsten Sinn im Gegensatze zum Körper als Inbegriff des Denkens, Fühlens und Wollens, wofür wir jetzt „Geist" oder „Seele" sagen,

36 *der muot was der frides kneht,*
340/41 *swaz ein phaffe haben sol* | *an lîbe und an muote,*
2494/5 *mit lîbe unt mit muote* | *dient' er vlîzeclîche gote;*

enger gefaßt als „Verstand"

1170 *der het alwaeren muot* und
1322/4 *dô riet dem phaffen sîn muot,* | *möht' er den betriegen,*
daz waer' ein nützez liegen;

als Ergebnis des Denkens = Ansicht, Meinung:

1224/5 *nuo het der wirt den muot,* | *die vische koemen von gote* und
1424/5 *ich sag' iu rehte mînen muot:* | *ich versuocht' ez gerne, meht' ez sîn;*

als Sitz des Denkens, Überlegens, wo wir „Herz" oder „Sinn" gebrauchen,

327 *do gedâht' er in sînem muote,* ganz ebenso 631 und 1601.

An 7 weiteren Stellen kommt die Gefühlsrichtung zum Ausdruck:

708 *si heten alle swaeren muot,*
1899 *mir ist der muot sô swaere* (genau so Helmbr. 1588),
1477/8 *si (diu messe) ist sô guot,* | *daz sich vröuwet mîn muot,*
1614 *dô trôste in sêre sîn muot,* 1919 *mit grimmem muote er dar gie,*
2025 *dem krachte* | *vor zorne herze unde muot,* 2478 *er was — miltes muotes.*

Überall können wir „Herz" einsetzen außer im vorletzten Beispiele mit seiner reinen Tautologie.

Endlich bezeichnet *muot* noch die dritte Seite der geistigen Tätigkeit, das Wollen, Begehren, Streben: 72 *mîn muot der stêt ze solher wîs* und genau so 1338 auf die entsprechende Frage des Propstes 1335 *war stüende sîn muot.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

b) Im Gegensatze zu *muot* betont das Substantivum *sin* die Verstandesseite:

364 *er redete harte starken sin* „seine Rede war voll Weisheit“,
468/9 *mit den selben sinnen | gewan er guotes zehant,*
493/5 *daz er mit sînem sinne | nâch grôzerm gewinne | iesâ begunde ringen,*
1564/5 *ich wil mit mînem sinne | michel guot erwerben,*
531/2 *ich zeige iu gerne mînen sin, | daz ich der kunst ein meister bin,*

wo es die Bedeutung von „Können, Kunst“ gewinnt und durch den Nachsatz eigentlich überflüssig wird,

1274/5 *unz er si gar verirte | der sinne die si solden hân*
(im Meier Helmbrecht 732 *wir sîn der sinne gar verirt),*
1370 *ir habet sô wîser sinne zol* (besprochen S. 24),
1490/1 *durch ir kerclîchen sin | wolten si in versuochen,*
2015 *dâ mite benam er mir den sin,* 2228 *er'n hât der sinne leider niht,*
2403 *daz ir wider habt iuwer sin,* 2442 *man zêch mich, ich waer' âne sin.*

Nur an 2 Stellen bezeichnet es ein Gefühl:

754 *durch sînen schemelîchen sin* und 1432 *ir habet so getriuwen sin.*

c) *lîp* ist mit seinen beiden Bedeutungen „Leib“ und „Leben“ im Ameis vertreten, die zweite findet sich aber doppelt so oft als die erste und würde noch öfter vorkommen, wenn nicht wiederholt *leben* dafür eingetreten wäre, durch den Reim mit *geben* veranlaßt, z. B.

1278/9 *si ahten denne niht ein hâr | ûf ir guot und ûf ir leben,*
dagegen 2248/9 *hâstû guot unde lîp | sus mortlîche verlorn?*
831 *oder ir nemet mir mîn leben,*
dagegen 1086/7 *ir müget uns nemen hie zehant | den lîp und allez daz wir hân,*

und zum Ausdruck ähnlicher Gedanken

1110 *er vorhte ez gieng' im an daz leben,* 1943 *er muoz mir lâzen daz leben.*

Von den 5. Stellen, wo *lîp* „Leib“ bedeutet, ist 1030 besonders beachtenswert: *diu het ein alwaeren lîp,* da wir das Adjektivum mit *sin* oder *muot* verbunden erwarten, wie wir auch 1170 lesen: *der het alwaeren muot.* So hat wohl wieder der Reim zu dieser kühnen Zusammenstellung geführt. Zugleich mag aber auch die häufige Umschreibung mit *lîp* für die Person von Einfluß gewesen sein, deren eigentliche Bedeutung dem Dichter so wenig mehr bewußt war, daß er *lîp* ohne Bedenken auch mit geistigen Eigenschaften und Zuständen verband, wie

Hartmann von Aue im Iwein 3936 *des wart sô riuwec sîn lîp,*

Walther von der Vogelweide im Tagelied 50 *dô sende sich sîn lîp.*

In der Bedeutung „Leben“ steht *lîp,* abgesehen von den zwei schon genannten Stellen,

381 *daz gebiutet ez mir an den lîp,*
ebenso 1995/6 *der gebôt mir vil sêre | an lîp und an êre,*
ferner 860 *des sî mîn lîp iuwer phant,* 1576 und 1593 *den lîp wâgen,*
1965 *sam mir der lîp mîn,*
2509/10 *daz im daz êwige leben | nâch disem lîbe wart gegeben*

mit eigentümlicher Gegenüberstellung von *lîp* und *leben.*

542/3 *man lobt sô sêre in allen wîs | beide iuwer lîp und iuwer leben*

sieht Lambel *iuwer lîp* als eine der eben erwähnten bloßen Umschreibungen für die Person

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an, doch einerseits ist damit für eine Unterscheidung von dem folgenden *leben* nichts gewonnen, „euch und euer Leben“ würde immer noch ein starker Pleonasmus bleiben, anderseits nahm man an dieser tautologischen Verbindung keinen Anstoß, wie z. B. Konrad von Würzburg beweist,

im Otto mit dem Barte 20/1 *sus hete er mânegen manne* | *daz leben unt den lîp benomen*,
im Herzemäre 504/5 *der durch mich hât gegeben* | *beide leben unde lîp*,

hier sogar mit derselben Trennung durch *beide* — *unt* wie an unserer Stelle. Ja auch heute noch ist gerade diese durch die Alliteration festgehaltene Zusammenstellung im Gebrauch: um Leib und Leben kämpfen, Leib und Leben jemand danken. So bildet diese Tautologie ein Seitenstück zu der oben erwähnten 2025: *herze unde muot*.

d) Das mittelhochdeutsche Allerweltswort *maere* ist natürlich auch im Ameis stark vertreten, dem lateinischen *res* zu vergleichen, denn es bezeichnet ja nicht bloß „das Gesagte“, dann „das Geschehene, die Geschichte“, die man erzählt, sondern weiter auch ganz allgemein „Ding, Sache“, wofür je nach dem Zusammenhange verschiedene andere Ausdrücke eintreten können. In unserm Gedicht ist es bei der Übersetzung meist entbehrlich oder durch ein Pronomen auszudrücken, besonders häufig mit *sagen* verbunden: 587. 811. 1487. 1501. 1932. 1976. 2453. 2455; 1141 ohne Artikel oder Pronomen oder sonst einen Zusatz, daher ganz überflüssig:

dô sagte der ritter maere | *dêz (daz tuoch)* — *waere* | *vil nâch gar verbrunnen;*

dann mit *vrâgen* außer 1493 noch 1245 *er vrâgte dâ der maere,* | *wie manec jâr des waere* und

1475 *dô vrâget' er der maere,* | *ob diu messe rehte waere,*

wo man an dem ganz unnötigen Zusatze *der maere* sieht, wie formelhaft diese Wendung geworden ist (ebenso Helmbr. 901 und 929); 1634 *den vrâget' er der maere* ohne nähere Bestimmung durch einen folgenden Nebensatz und ohne Beziehung auf einen vorausgegangenen Gedanken, sodaß wir uns hier ganz anders ausdrücken müssen: er fragte ihn aus, fragte ihn nach seinen Verhältnissen, ähnlich wie es in Gottfrieds Tristan 3082/3 heißt:

ir iegelîch begunde | *entwerfen sîniu maere*
(sich ein Bild von Tristans Verhältnissen zu machen).

Unser Wort finden wir ferner verbunden mit *vernemen* 952. 1437. 1536. 2429, dafür *ervarn* 1257, *bevinden* 318; mit *sehen* in vollständig verblaßter Bedeutung

2317 *(ir sult) vil liebiu maere an im gesehen,*

nämlich der vom Arzt angeredete Betrüger Ameis an dem angeblich von der Tobsucht befallenen Juwelenhändler; hier bleibt *maere* entweder unübersetzt oder wird frei mit „Erfolg“ wiedergegeben.

In demselben ganz allgemeinen Sinne von *res* gebraucht der Dichter, wohl wieder vom Reime beeinflußt, *vart*

2011/2 *mich riuwet diu vart,* | *daz ich sîn bischof ie wart,*

wo von einer wirklichen Fahrt nicht die Rede sein kann; ferner *geschiht* 1763:

lât mich — vil rehte hoeren die geschiht, | *wie irs' (die phelle) uns gebet und anders niht,*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dagegen in dem eigentlichen Sinne von „Ereignis, Begebenheit“

1160/1 *dar zuo tet der ritter kunt | sînen nâchgebûren dise geschiht*
und auch 1638/9 *daz ich in diz lant bin komen, daz geschuof ein wunderlich geschiht,*

wo wir nicht erst mit Lambel die besondere, übrigens auf „Geschichte“ zurückgehende Bedeutung „Geschick“ werden anzunehmen brauchen; endlich *rede* an verschiedenen Stellen wie

462/3 *die rede begunder trîben | ze swelher kirchen er quam,*
844/5 *welt ir mir sweren einen eit, | daz ir die rede gar verdagt | ein' wochen,*
1768/9 *dunket iuch der schade alsô starc, so gewehent der rede nimmer mê,*
1984/5 *welt ir gerne genesen, sô sagt mir, waz der rede sî,*

während der Dichter kurz vorher zum Ausdruck desselben Gedankens *maere* verwendet:

1976/7 *sagt mir diu rehten maere, | sô hilf' ich iu von dirre nôt.*

Dâ mite sî der rede genuoc!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dagegen in dem eigentlichen Sinn

1160/1 *dar zuo tet* *lise geschiht*
und auch 1638/9 *daz ich in d* *wunderlich geschiht,*

wo wir nicht erst mit Lambel di te“ zurückgehende Bedeutung „Geschick“ werden anzu rschiedenen Stellen wie

462/3 *die rede begu* *quam,*
844/5 *welt ir mir* *verdagt | ein' wochen,*
1768/9 *dunket iuch* *rede nimmer mê,*
1984/5 *welt ir gerne* *ê,*

während der Dichter kurz vorher *maere* verwendet:

1976/7 *sagt mir di* *dirre nôt.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf